

Jean Jacques Rousseau

Ludwig Geiger

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 812.2
G31

G. STOTZ

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten.

Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.



Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang



Digitized by Google



JEAN-JACQUES ROUSSEAU
Gemalt von Ramsay

Digitized by Google

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
21

Jean Jacques Rousseau

Sein Leben und seine Werke

Von

Ludwig Geiger

Prof. a. d. Universität Berlin



1907
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

198349

Digitized by Google

1. Einleitung.

In einem Briefe Johann von Müllers an Gleim (Dezember 1780) liest man: „Zu Paris sind auf die neue Auflage Rousseaus schon 13000 Subskribenten eingegangen". Derartiges dürfte sich heute kaum wiederholen, obgleich nach völligem Vergessen oder Verkennen des Genfer Philosophen in den letzten Jahren eine andere Stimmung eingetreten ist. In Genf hat sich eine Rousseaugesellschaft gebildet, die freilich, wenn man sie mit deutschen literarischen Vereinen oder gar mit der Goethegesellschaft vergleicht, einen recht kleinen Kreis um sich versammelt; die Veröffentlichungen über Rousseau mehren sich: Editionen einzelner Schriften, Biographien, Monographien über einzelne Werke oder über Teile seines Lebens, Darstellungen seines Schaffens. Er, der bald nach seinem Tode die Hauptperson mancher Novellen und Romane gewesen ist, wurde neuerdings (Sommer 1906) auch der Held eines Dramas (Rod, Le réformateur). Aber die Beschäftigung von Literaten und Gelehrten, selbst von Dichtern mit einer verstorbenen Größe beweist nicht immer, daß seine Schriften an Boden gewinnen, daß die große Menge wieder Interesse an seinen Werken nimmt.

Diese Teilnahmlosigkeit oder wenigstens dieser geringe Grad von Teilnahme ist weder aus seiner Sprache zu erklären, noch aus der langen Zeit, die uns von ihm trennt. Aus seiner Sprache nicht, nicht etwa dem Französischen, sondern der etwas archaistischen, nicht immer modern eleganten Weise, in der er seine Heimatsprache schrieb — denn vieles weit Altertümlicheres und noch weit weniger Anmutiges und leicht Verständliches wird mit Begierde gelesen — man denke etwa an Rabelais. Auch nicht aus der langen Zeit, die seit seinem Tode verflossen ist; denn seine Zeitgenossen Diderot und Voltaire sind, wenn sie ihm auch im Tode unmittelbar gefolgt oder gar voran-

Digitized by Google

gegangen sind, heute noch durchaus lebendig, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland.

Man muß also andere Gründe aufsuchen, um den geringeren Grad des Interesses, das dieser dritte große französische Aufklärer heute erregt, zu erklären. Sie liegen zum Teil in den Stoffen, die er bearbeitet. Er schrieb keine so anmutigen Episteln wie jene, keine Briefe, die uns heute in dem Grade fesseln, weder wegen der Personen, an die sie gerichtet sind, noch wegen der Gegenstände, die sie erörtern. Wie sehr lockt es noch heute, Voltaire, ohne daß man deswegen den Fürstendiener oder Speichellecker vollständig anzuerkennen braucht, in seinem Verkehr mit Friedrich dem Großen zu sehen; wer liest nicht auch jetzt noch mit größtem Vergnügen, ja fast mit Aufregung Diderots glühende Episteln an Sophie Volland, seine Kunstauseinandersetzungen, die er dem Freunde Falconnet zuschrieb, seine väterlichen, mit ein wenig Erotik gemischten Mahnungen an eine junge Schauspielerin; wer kann sich noch heute dem Zauber entziehen, der des ersteren eifervolle und zornglühende Mahnungen an die Großen erfüllt, seine launigen und boshaften, seine ernsten, die höchsten Dinge behandelnden und doch fast spielerisch mit so viel gefälliger Anmut ausgedrückten Briefe an Forscher, Gesinnungsgenossen und Gegner, seine neckischen, lasziven, Liebe heuchelnden und Genuß gewährenden Briefe an Frauen und Mädchen, von Fürstinnen bis herab zu Damen recht gewöhnlichen Schlages.* Gewiß gibt es heute nur wenige, die Voltaires Trauerspielen rechten Geschmack abzugewinnen vermögen — das gewichtige Eintreten Goethes, da er den Mahomet auf die Bühne brachte, würde heute keinen Schiller mehr zu lobpreisenden Versen begeistern — und kaum einen, der bei seinen Lustspielen, die zu ihrer Zeit ein lachbereites Publikum fanden, die Miene zum Lächeln verziehen könnte. Aber seine burlesken Gesänge über die Jungfrau von Orleans erregen selbst in dem Lande, wo man sie als Nationalheilige verehrt und auch in Deutschland, wo sie durch Schillers gewaltiges Pathos kanonisiert wurde, noch heute manch begieriges Schmunzeln, und seine Romane sind noch jetzt nicht etwa nur kulturhistorische Lesebücher vermöge der Aufklärungstendenz, die ihr eigentliches Wesen ausmacht, sondern dienen fortwährend als eine gefällige Lektüre durch ihre Liebesszenen und seltsamen Abenteuer, ihre satirischen Gemälde und

ironischen Wendungen. Und wenn man auch Diderots bürgerliche Dramen trotz ihrer außerordentlichen Bedeutung für die Geschichte des Theaters nicht mehr mit hoher Bewunderung, sondern mit etwas heuchlerischem Respekt liest, so gelten seine drei großen Romane nicht nur in den Augen der Literarhistoriker als hervorragende Denkmäler einer vergangenen Zeit, sondern werden eifrig gelesen, zum Teil gewiß Dank der Obscönitäten oder mindestens des heiklen Stoffes, der in Jacques dem Fatalisten, der Nonne, den Bijoux indiscrets (der Titel ist unübersetzbar, wie der Inhalt kaum anzudeuten) für viele so ungemein anziehend ist. Aber diese Werke werden von gar manchen auch gelesen und gewürdigt wegen so viel rührender und ergreifender Stellen, wegen der elementaren Macht, in der hier die Liebe geschildert wird, wegen der reizvollen Form, wegen des mannigfaltigen bunten Inhalts und wegen der mutigen, wuchtvollen Angriffe, wegen der Anklagen, die sie gegen das ganze Zeitalter, seine Schwächen und Verfehlungen erheben.

Das eigentlich Belletristische — und das ist es doch zunächst, was den großen Haufen anzieht — war Rousseaus Stärke nicht. Seine dramatischen Dichtungen sind, von einzelnen Schönheiten abgesehen, tastende Versuche, seine Gedichte gehören einer entschwundenen Zeit an, und sein Roman stellt an die Geduld des Lesers Ansprüche, die die nach schnellem, mühelosem Genuß strebende Menge weder erfüllen kann noch will. Und auch seine ernsten Arbeiten verlangen teils ihres Inhalts, teils ihrer Form wegen eine ganz andere Sammlung als die geistsprühenden, von lebendigem Witz, sarkastischer Schärfe, grotesken Übertreibungen erfüllten philosophischen, politischen und theologischen Darlegungen Diderots und Voltaires.

Aber die Ungunst, die Rousseau zu Teil wurde, scheint nicht nur begründet durch seine Schriften, sondern auch durch sein Leben. Freilich, Diderot und Voltaire waren auch keine Engel. Letzterer war hinterhaltig, ehrgeizig bis zum Wahnsinn, als Spekulant gewissenlos, ein Virtuose der Unwahrheit; Diderot, der „brave Mensch", der Ehrenmann, trotz seines Posierens mit einer gewissen antiken Würde, nicht unantastbar in moralischer und geschlechtlicher Beziehung; es ist zum mindesten nicht erbaulich, wie er sein ehrbares, wenn auch ungebildetes Weib vernachlässigt, um anderen Freuden nachzujagen und in Ge-

Digitized by Google

sellschaften zu glänzen. Trotzdem genossen beide den Ruf von Ehrenmännern, und die Gesellschaft umgab sie mit einem Nimbus, der einen Strahl auch auf die Nachwelt fortgleiten ließ. Sie waren freie Schriftsteller, die sich für zu hoch oder vornehm hielten, um ein Amt zu bekleiden, denen es aber nichts verschlug Pensionen anzunehmen, oft in recht ungenierter Weise zu fordern, deren Ansehen es nichts schadete, wenn der eine sich für Widmungen und Lobsprüche, vielleicht auch manchmal für Diskretion bezahlen ließ, und der andere für eine große Summe seine Bibliothek der Kaiserin aller Reußen übergab.

Rousseau dagegen stand mit der Gesellschaft im Krieg. Er zog sich zurück, wenn auch ihre Zirkel, die gern mit ihm geprahlt hätten, ihn zu sich einluden. Unterstützungen zu nehmen, ob in der Form von Ehrengaben oder Pensionen hätte man ihm gern verziehen; daß er aber Notenschreiber war und blieb, daß er Höflichkeitsbezeigungen mit vornehmer Kürze abwinkte oder ablehnte, daß er die Narrentracht der Gesellschaftsmenschen verschmähte und statt dessen in seltsamem Gewande sich auf der Straße zeigte — das galt als eine Entehrung seines Standes und seines Berufes. Vor allem aber konnte man ihm nicht verzeihen, daß er der bürgerlichen Moral ins Gesicht schlug, dadurch, daß er sich eine Maitresse nahm, sie nicht verstieß, nachdem er sie genossen hatte, und daß er sie, wenn er nun schon einmal mit ihr lebte, nicht ordnungsmäßig heiratete. Doch nicht nur den Philistern erschien er infolge dieser lächerlichen Hartnäckigkeit verwerflich, sondern den ernst Denkenden und wahrhaft sittlich Fühlenden galt und gilt er noch heute als verabscheuungswürdig, weil er die Kinder, die seine Gefährtin gebar, ins Findelhaus schickte und sich um sie nicht einmal so weit kümmerte, als er es vielleicht vermocht hätte.

In neuester Zeit, d. h. seit etwa zwanzig Jahren, ist zu diesen Momenten, um Rousseau unbeliebt zu machen, noch die Auffassung getreten, er sei verrückt gewesen. Ein Biograph hat sich sogar bis zu dem Satze verstiegen: „Daß Rousseau verrückt (fou) war, vollkommen verrückt, daran zweifelt kein Mensch". Ich bekenne offen, daß ich zu den Zweiflern gehöre.

Es handelt sich, wenn man von dem Genfer Philosophen spricht, nicht nur um den gegenwärtig mit so vieler Stärke vorgebrachten Satz, daß Genie und Wahnsinn nahe aneinander grenzen, eine Theorie, die unserem Schriftsteller Goethe,

Digitized by Google

Schopenhauer und viele andere als Genossen gesellt. Es handelt sich vielmehr darum, daß eine ganz bestimmte krankhafte Veranlagung bei ihm angenommen wird, eine Vererbung, die von Vater und Mutter stammt, und daß ferner alle seine Taten von dem Moment an, da er ziemlich unmotiviert Herrn Dupin de Francueil um seine Entlassung bat, bis zu seinem Tode, den er sich, wie viele behaupten, in einem Wahnsinnsanfalle selbst gab, als Zeugnisse eines dauernden Irrsinns gelten. Aber wie diese letzte Annahme unzweifelhaft falsch ist, so muß auch das Gerede von seiner geistigen Verirrung, die gerade in den Jahren um 1761, da er seine größten unsterblichen Werke schrieb oder vollendete: Julie, Emile, Contrat social, ihren Höhepunkt erreicht haben soll, auf das rechte Maß zurückgeführt werden. Soviel kann man zugeben, daß manches in seinem Leben bizarr und romanhaft ist. Man braucht allerdings auf das dauernde Zusammenleben mit einer tief unter ihm stehenden Frau, von der übrigens noch weiter zu sprechen sein wird, nicht hinzuweisen, denn das ist Temperamentssache, Gewöhnung, schlechter Geschmack. Man hat auch nicht nötig, auf die Aussetzung seiner Kinder zurückzukommen, denn diese unmenschliche Handlungsweise bezeugt weniger eine krankhafte, als angesichts seiner Lage und Verhältnisse völlig logische, wenn auch unverzeihliche und rohe Denkungsart. Es bleibt genug übrig, um ihn aus dem Kreise der ganz Normalen zu entfernen: die Marotte, ausschließlich von seiner Hände Arbeit zu leben und dadurch die beste Zeit, die beste Kraft wichtigeren Beschäftigungen zu entziehen; die seltsame Angewohnheit, sich in völliger Einsamkeit vor den Menschen zu verschließen; die abstoßende Art, nicht nur aufdringliche Gönner und Bewunderer von sich zu entfernen, die, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, sich kein Gewissen daraus machten, ihm seine Zeit zu stehlen, sondern auch sein Talent, es mit wirklichen Freunden zu verderben; die Absonderlichkeit, in einer auffälligen Kleidung, in armenischem Gewande umherzulaufen und die fast kindische Sorgfalt, die er dieser Tracht zuwendete. Das sind Seltsamkeiten, die nicht geleugnet werden können. Aber es ist kein Grund vorhanden, sie nur als Folgen einer Krankheit darzustellen, man kann sie recht wohl als Wirkungen einer übergroßen Empfindlichkeit erklären, einer Sucht, aufzufallen und sich von anderen zu unterscheiden. Ja man darf noch einen

Digitized by Google

Schritt weiter gehen. Er war ein Unglücklicher, der in einer Welt lebte, in die er nicht paßte. Diese Welt suchte ihn, er stieß sie von sich, vielleicht in der stillen Hoffnung, doch von ihr begehrt, gefeiert, erhoben zu werden. Seine Bücher, in die er seine ganze Seele gelegt, den Idealismus, der ihn erfüllte, verkündet hatte, wurden verkannt, er selbst verfolgt. Dieser Enttäuschung vermochte sein schwacher Organismus nicht zu widerstehen. Seit jenen schweren Tagen der Flucht aus Paris, seit den Insulten und Bedrohungen, denen er namentlich in der Schweiz ausgesetzt war, bildete er sich ein — und er hatte in seinen schweren Schicksalen Anlaß zu einer solchen Einbildung — es bestände eine große Verschwörung gegen ihn, an der die angesehensten Männer und Frauen, hauptsächlich seine ehemaligen Freunde, beteiligt waren: ein Verfolgungswahn ergriff ihn, der ihn genugsam peinigte. Aber dieser Wahn war keine Lebenskrankheit, sondern nur eine oft vorübergehende Trübung der letzten Lebensjahre; der Rousseau, der Anspruch auf weltgeschichtliche Bedeutung hat, war kein Geisteskranker, sondern ein Gesunder.

Wenige Menschen haben wie er ihre Zeit beherrscht und ihre Spur den späteren Generationen eingegraben. Seine ersten Schriften haben die Frage nach den Urzeiten des Menschengeschlechts aufgerollt und die Untersuchungen über das Wesen der Menschennatur neu belebt; sein Roman hat den heiligen Kultus der Natur entflammt und die Liebe als eine Naturkraft geschildert, die jeder Konvention spottet, höchste Beseligung im tiefsten Weh bereitet; sein Erziehungswerk übte den nachhaltigsten Einfluß bis auf die gegenwärtige Generation und blieb, wenn auch häufig bekämpft, niemals wirkungslos; seine politische Schrift bereitete eine neue Zeit vor und galt als Schlachtruf zur Freiheit und Gleichheit in den Zeiten der Revolution.

So sehr er aber auf die Folgezeiten gewirkt hat — wenn er auch zum Teil erst in späterer Zeit recht verstanden und gewürdigt wurde — ganz zu begreifen ist er doch nur aus seiner Zeit heraus mit Rücksicht auf den Ort seiner Geburt, auf die Anschauungen und Einflüsse, die er dort empfing.

Die Zeit, in der er aufwuchs und in der er lebte, ist die Epoche der Aufklärung. Aufklärung ist nach einem Aus-

spruche Kants die Zeit des Mündigwerdens der Menschheit. „Habe den Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen," ist ihr Motto. Wie Humanismus und Reformation die Befreiung von den Ketten des Mittelalters, die Verdrängung des dogmatisch Gebundenen durch freies Forschen und Selbstdenken sind, die Einführung der Weltfreudigkeit und der menschlichen Kunstbegeisterung anstelle der Erdenflucht und des rein religiösen Charakters von Dichtung und bildender Kunst, so ist die Aufklärung die Reaktion gegen die starre Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts, gegen die ausschließliche, aber freilich rein äußerliche Herrschaft des Altertums. Denn wie die Einführung des klassischen Latein, die Neubelebung des Geistes des Altertums einen unendlichen Fortschritt bedeutet hatte, so zeitigte der ausschließliche Gebrauch des Lateinischen bei den Gelehrten einen argen Rückschritt. Der Humanismus hatte einen fruchtbaren geistigen Kosmopolitismus erzeugt, die gelehrte Bildung der folgenden Zeit war entartet in eine rein formale Latinisierung und einen öden, jeden geistigen Zusammenhang der Welt verleugnenden Nationalismus. Die Aufklärung erwirkte trotz des nahen geistigen Zusammenhanges, in den sie die drei hauptsächlichsten Kulturländer, England, Deutschland und Frankreich, brachte, eine nationale Scheidung, die begründet war durch die Erkenntnis von dem Wesen jeder einzelnen Nation. Sie rief hervor — dies darf man trotz Shakespeare in England, trotz der drei großen Klassiker Corneille, Molière und Racine in Frankreich, trotz einzelner schüchterner Versuche in Deutschland, wie sie durch Leibniz und einige Poeten des siebzehnten Jahrhunderts unternommen wurden, sagen — eine Modernisierung der Sprache. Hauptsächlich aber verwandelte sie Ideen in Politik, Religion, Moral.

Sie gestaltete ein neues politisches Ideal. Nicht das Königtum wurde vernichtet, obgleich England in seinen großen Revolutionen den Trägern der Krone sehr energisch auf den Leib gerückt war, aber die Auffassung des monarchischen Prinzips als eines sakrosankten wurde zerstört. Das konstitutionelle Prinzip wurde verkündet, das Recht des Volkes, an der Regierung teilzunehmen, die Beschränkung der Gewalt des Monarchen durch Volksvertreter, mochten es einzelne sein oder eine ganze Versammlung, wurde gefordert. Kampf gegen den Absolutismus lautete die Losung.

Digitized by Google

Wie die Beteiligung größerer Massen an Staatsgestaltung oder Regierung ein Selbstdenken in politischen Dingen voraussetzt oder erfordert, so die religiöse Freiheit ein Nachdenken über kirchliche Dinge. Der naiv Gläubige, wenn er nicht nur auf die Stimme der Priester hörte, fand seine Leitung in der Bibel. Er glaubte und grübelte nicht. Die neue Zeit deutete an dem Wort, wies auf die Widersprüche der Überlieferung hin, rüttelte an der Offenbarung und wagte sich selbst an Gott. Der Glaube wurde erschüttert durch die Skepsis, die bei der Leugnung der Wunder nicht still hielt. Die neue Zeit bestritt mutig alles, was der Vernunft widerstrebte. Die Vernunft konnte nichts Übernatürliches, nichts über das Begreifbare Herausgehendes zugeben: weder eine unmittelbare Mitteilung des göttlichen Willens an einen Menschen, noch die Unsterblichkeit der Seele, noch die Ewigkeit des Seins. Sie entthronte das göttliche Wesen seiner Macht und gab der Materie die Herrschaft.

Auch die Moral hatte sich in kirchlichen Banden befunden. Die Religion hatte die Tugend geboten, — was Wunder, daß der Religiöse allein für moralisch galt. Nicht der Moral sagte die Aufklärung den Krieg an, obgleich einzelne Draufgänger die Lust am Vergnügen als höchstes Lebensziel und die Befreiung von allen hemmenden Banden als Zweck des Daseins erklärten. Allgemein jedoch war das Streben, die Moral von der Religion zu emanzipieren. Das Gewissen sollte der einzige Mahner sein, nicht die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Belohnung in einem erfreulichen Jenseits. Das Pflichtgefühl sollte von Schlechtem abhalten und zum Guten veranlassen, nicht die Rücksicht auf den Nächsten und das Bedenken, von ihm Gleiches für Gleiches zu erfahren. Der Hinblick auf das Ganze, das Verlangen, mit einem wohlgeordneten Gemeinwesen auch das eigene Behagen gesichert zu sehen, sollte dazu beitragen, der Stimme des Rechts zu folgen. Gab es auch einzelne Fanatiker, die dem Tugendbegriff widerstrebten, die Ausführung des Selbstgewollten, Guten für unmöglich erklärten, weil es ja gar keinen eigenen Willen gäbe, sondern weil das Tun des Menschen bestimmt sei durch das blinde Fatum, das auf Erden herrschte, — so fehlte es nicht an beredten Verteidigern des Selbstbestimmungsrechtes, des freien Willens und des Dranges, der die Menschenbrust bewegte, das Gute um des Guten willen zu üben.

Digitized by Google

Wie diese allgemeinen Ideen, die zum Teil vor Rousseau aufgekommen waren, zum Teil während seines Wirkens sich in Frankreich verbreiteten, so übten einzelne Männer ersichtlichen Einfluß auf ihn. Der erste ist Montesquieu. Er, der große Wortführer der französischen Aufklärung, gewann starken Einfluß auf Rousseaus Geist. War er es nicht gewesen, der in seinen »Lettres persanes«, den angeblichen Briefen eines Orientalen, oder richtiger eines der modernen Kultur Unteilhaften, das Abstoßende, das Verderbte der neuen Gesittung auf dem Gebiete der Politik, Religion und Moral aufgezeigt hatte? Hatte er nicht in seinen „Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer", in der römischen Weltherrschaft, der anscheinend auf ewige Dauer Anspruch machenden Gewalt, die Anzeichen der Schwäche, den Anfang des drohenden Unterganges erkundet und warnend mit unverkennbarem Hinweis auf die eigene Zeit und das eigene Land hervorgehoben? Und wies er nicht in seinem „Geist der Gesetze" unter steter Bezugnahme auf das konstitutionelle England darauf hin, daß die Gesetze keine geoffenbarte Weisheit, sondern Produkte der Zeit, Erzeugnisse der Menschen seien, beeinflußt und verändert durch Boden und Klima?

Auch von Voltaire empfing Rousseau bei aller tiefen sachlichen Gegensätzlichkeit und bei einem persönlich unangenehmen, durch Mißverständnisse und absichtliche Bosheit getrübten Verhältnisse Anregung und Einfluß. Denn Voltaire — man braucht den leichtfertigen Spötter nicht immer ernst zu nehmen und mag ihn noch so herb verdammen, daß er, geschützt von Anonymität und Pseudonymität (ein Schutz, den Rousseau nie suchte), seine boshaftesten und verwegensten Angriffe in die Welt sandte — war es doch gewesen, der die religiöse Unduldsamkeit nicht nur theoretisch auf das herbste verdammt hatte, sondern sich mit Entschiedenheit und Hintansetznng seiner persönlichen Sicherheit der Verfolgten annahm, mochten sie auch seinem eigenen Glauben nicht angehören und ihm persönlich ganz unbekannt sein; er war es gewesen, der, als einzelner Privatmann, einer geschlossenen Priesterkaste oder gewaltigen weltlichen Machthabern gegenüber, manche Bedrängten den Verfolgern entriß oder, kam er zu spät, ihr Andenken reinigte. Er war es, der, vielleicht aus Nützlichkeitsgründen, vielleicht aus instinktivem Widerwillen, gegen verwegene, ihn durch Reden und Behaben widerwärtige Schreier das Dasein Gottes fast in der Manier mittelalterlicher Scho-

Digitized by Google

lastiker verteidigte, der sich zwar zweifelnd und unbestimmt über die Unsterblichkeit der Seele äußerte, aber mit einer an Zynismus grenzenden Offenheit und Entschiedenheit sich gegen die Verfolgungswut der Priester und gegen die Herrschlust des geoffenbarten Christentums aussprach. Er war es, der die kindlichen Völker des Ostens, die zurückgebliebenen, nicht die unzivilisierten, den Kulturträgern vorzog, der gegen die Überschätzung des Altertums polemisierte — er, der selbst mit seltsamer Duplizität die Stoffe der Tragödien, wenn auch nicht ausnahmslos, dem Altertume entnahm — der in seiner Geschichtsbetrachtung das Naturwissenschaftliche dem Theologischen entgegensetzte, und der als ersten Satz der Geschichtsphilosophie — auch dieser Ausdruck stammt von ihm — aufgestellt hatte: „was dem natürlichen Laufe der Dinge widerspricht, ist nicht wahr".

Persönlich näher als den Genannten stand der Genfer Bürger wenigstens eine Zeitlang den beiden großen Aufklärern d'Alembert und Diderot, aber die Beeinflussung, die er von ihnen erfuhr, war eine minder starke, als die von Voltaire, mit dem er es doch über eine laue und flaue Bekanntschaft niemals gebracht hat. Von d'Alembert, dessen mathematischen und physikalischen Arbeiten er gewiß kaum folgen konnte, entfernte ihn dessen Unentschiedenheit, das feige Zurückweichen nach anfänglichem, tollkühnem Draufgehen; von Diderot, dessen Vielseitigkeit ihm ebenso fremd war, wie ihm sein weltmännischer Ton, seine gesellschaftliche Gewandtheit unsympathisch war, trennte ihn dessen Unmoralität und der offen bekannte Atheismus. Von beiden jedoch nahm er manches an: das Verlangen, sich über die größten Probleme mit Entschiedenheit auszusprechen, den Wunsch, alle Richtungen seines Geistes selbständig auszufüllen.

Außer den Aufklärungsideen und deren Vertretern in Frankreich war England für unseren Schriftsteller von maßgebendem Einflusse. Zwar sagte er einmal: „Ich habe nie England oder die Engländer geliebt." Aber diese Äußerung schließt den englischen Einfluß nicht aus. Sehr starke Einwirkungen kann man auch von denen erfahren, denen man abgeneigt ist. Englisch lernte Rousseau schon in seiner Jugend, kam gerade in Paris mit manchen Engländern in Berührung, und es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß gerade eine der sympathischsten Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten seines Romans ein Engländer ist, mit manchen Seltsamkeiten, aber vielen Vorzügen seines heimatlichen Wesens. Weit wichtiger jedoch als diese persönliche Beziehung ist, daß Rousseau viel von den Engländern lernte. Die Anschauung im Emile über die Abhärtung der Kinder bezeugt ebenso eine Einwirkung der Engländer, wie die Beschreibung der Gärten in der neuen Heloise. Rousseau las, ja studierte manche englischen Schriftsteller und machte sich mit ihren Tendenzen vertraut. Von Addisons Zuschauer an, den er als Jüngling las, „der ihm gefiel und ihm wohltat", bis zu Richardson, seinem, wie später zu zeigen ist, getreu kopierten Muster für seinen Roman. Unter den englischen Schriftstellern war ihm von besonderem Wert Defoe, dessen Buch Robinson Crusoe, das bisher nur als Roman um seiner Abenteuer willen geschätzt, ihm vornehmlich als moralisches Werk galt, als Lehrbuch für Selbstzucht für die Herstellung eines behaglichen Daseins aus eigener Kraft; sodann Popes Versuch über den Menschen, ein Buch, das er in heiliger Glut wie ein Evangelium las und durch das er seine Abneigung gegen Metaphysik kräftigte, die Verachtung eitler Untersuchungen und unlösbarer Probleme, aus dem er endlich sich für Pflichtgefühl begeisterte, für den Deismus schwärmen lernte, den er später so eifrig verteidigte. Als drittes sehr einflußreiches englisches Werk muß Lillos Kaufmann von Venedig bezeichnet werden, denn wenn er auch ein Lied der Desdemona dichtete, hatte er für Shakespeare, wenn er ihn überhaupt las, kein Verständnis, dagegen hatte er ein besonders nahes Verhältnis zu der bürgerlichen Tragödie bekommen. Denn diese und vor allem das genannte Stück repräsentierte ihm das vollendete Drama. Er hielt es für bewundernswert, weil seine Moral direkter auf das Ziel losginge, als irgend ein französisches Stück. Es galt ihm als ein Kompendium für junge Leute, das sie lehre, der Liebe zu mißtrauen und sie zu fürchten, er pries an ihm, daß ein tugendhaftes Herz durch dieses Stück mit einem seiner würdigen Gegenstand beglückt würde. Wie aber einzelne literarische Erscheinungen Englands von Rousseau hochgeschätzt wurden, so ward politische und religiöse Anschauung des Inselvolks für ihn bestimmend: der kritische Sinn, der die Engländer auch in religiösen Untersuchungen nie verließ, das Streben nach verfassungsmäßiger Ordnung, das Verlangen nach politischer Freiheit.



Digitized by Google

So gewaltig der Einfluß der Aufklärung der französischen Vertreter dieser Richtung und Englands auf Rousseau ist, so darf man doch nicht vergessen, daß er aus Genf stammte. Jean Jacques Rousseau, citoyen de Genève (Bürger von Genf), war der einzige Titel, den er führte, der, auf den er stolz war. Es ist keine Spielerei und noch weniger eine bloße Devotion, wenn er ihn immer wieder gebraucht. Vielmehr war er sich bewußt, wie sehr seine Vaterstadt seine Anschauungen gefördert hatte. Genf hatte ihn die Natur lieben gelehrt, das Genfer Gemeinwesen, der Kleinstaat in seiner glücklichen Ohnmacht war ihm das Ideal eines Staates. Auch einzelne Genfer Gelehrte und Politiker wirkten auf sein Denken ein. Da war zunächst Alphonse Turretin, einer der Reformatoren des religiösen Gedankens, ein gewandter Prediger, ein eifriger Verkünder der Toleranz. Er predigte die Liebe. „Ohne sie," sagte er einmal, „dient weder die Gabe der Sprache, noch die der Prophezeiung, noch die Kenntnisse aller Mysterien, noch die Macht Wunder zu tun, noch die beträchtlichsten Almosen, noch der herrlichste Tod in irgend etwas zum Christentum." Da war Firmin Abbauzit, ein umfassender Geist, der für sich forschte, ohne je etwas zu veröffentlichen, Theologe, Philosoph, Mathematiker, Physiker, Geograph, Chronologe. Ein Mann in der Art Fontenelles, kühn herangehend an alle Probleme, aber zu zaghaft, um sie zu lösen, voll der Fähigkeit über die schwierigsten Geheimnisse, wenn er sie auch nicht völlig ergründete, geistreich und für viele Kreise verständlich zu plaudern. Rousseau verehrte ihn sehr; er redete ihn einmal mit den Worten an: „Ich komme zu Ihnen, damit ich lerne zu denken, zu urteilen und Mensch zu werden." Da war der Arzt Tronchin, ein reicher, ansehnlicher Mann, „schön wie Apollo und weise wie Äskulap," so berühmt, daß, wie eine witzige Frau sich ausdrückte, er nur ein Charlatan zu sein brauchte. Er war ein Mann, von freiesten Ansichten erfüllt, der einmal das Wort brauchte, das unserem Autor aus der Seele gesprochen zu sein schien: „der Natur kommt es zu, die Übel zu heilen, und der Kunst, die Hindernisse schwinden zu machen. Der Schöpfer unseres Körpers hat ihn mit allem begabt, was zum Gesundhalten und was zum Wiederherstellen aus kranken Zuständen nötig ist."

Wie die Genfer Gelehrten, so wirkten auf Rousseau poli-

Digitized by Google

tische Ereignisse und politische Denker. Es war von großer Bedeutung, daß man 1707, wenige Jahre vor unseres Helden Geburt, in Genf die demokratische Verfassung gegen die aristokratische wieder zur Geltung zu bringen versucht hatte. War auch Pierre Fatio, der Führer dieser Bewegung, ins Gefängnis gesetzt worden, so fanden seine Ideen Nachfolger. Mochte Micheli du Chrest auch die Schicksale seines Vorgängers teilen — die Ansichten, die er in einer Denkschrift 1738 ausgesprochen hatte, daß die von der Regierung errichteten neuen Befestigungen nicht gegen den Feind, sondern gegen das Volk aufgeführt worden seien, wurden geglaubt und wirkten fort; es kam zu Volksaufständen 1734 und 1737, die nicht einfach unterdrückt werden konnten, sondern zum Siege der Aufständischen führten; 1738 erhielt die Vertretung der Bürgerschaft das Recht, Krieg und Frieden zu bestimmen, Gesetze zu geben und Steuern aufzuerlegen.

Noch ein dritter Punkt außer dem angeblichen Wahnsinn und der Stellung unseres Autors zu Zeit und Geburtsort ist zu besprechen, ehe die Biographie in Angriff genommen wird: Wesen und Glaubwürdigkeit der Bekenntnisse, die die Hauptquelle und bei dem häufigen Mangel anderer Nachrichten für viele Abschnitte die einzige Quelle der Lebensbeschreibung bleiben wird. Es ist ein übles Ding, sie mit anderen Selbstbiographien, etwa mit Goethes Dichtung und Wahrheit, zusammenzustellen. Denn diese beiden Werke sind von zu verschiedener Art und von so völlig anderer Tendenz, daß sie kaum in eine Reihe gesetzt werden können. Goethe will erzählen, ein glückliches Leben in seiner harmonischen Entwickelung darstellen, Wirkungen aus einer bestimmten Ursache ableiten, ein Gemälde der Zeit geben, der er angehört. Rousseau abstrahiert, möchte man sagen, von der Zeit und hat nur sich im Sinne; es kommt ihm weniger darauf an, zu berichten, so viel er auch zu erzählen hat und wirklich erzählt, als zu beurteilen. Die anderen und sich, aber in erster Linie doch sich selbst. Ihm ist das wichtigste, sich zu richten, die Frage zu entscheiden, die viele in wirklichen Seelenängsten quält, ob er recht oder unrecht gehandelt. Freilich wird ihm, da er nicht nur sein eigener Ankläger, sondern auch Richter und ganz gelegentlich auch Verteidiger ist, das Urteil nicht immer nach voller Strenge gesprochen. Die „Bekenntnisse" sind ein Werk

Digitized by Google

ganz eigener Art. Das Wort Goethes, dessen Selbstbiographie man gern gegen diese Geständnisse ausspielt, um sie herabzusetzen und Goethes Schilderung zu erhöhen, bezeichnet es vielleicht am besten: „Ein paar Blätter, die ich darin gesehen habe, sind wie leuchtende Sterne; denke Dir so einige Bände, welch ein Himmel! Welch ein Geschenk für die Menschheit!" Ein großer Mensch, nicht weil er fehl- und fleckenlos, vielmehr recht in der Sünde Maienblüte. So sich zu schildern, hat er den Mut. Das ist bei ihm das Neue und Unerhörte. „Keiner," so sprach er in der ursprünglichen Einleitung zu den Bekenntnissen aus, nicht in der später fixierten, „kann das Leben eines Menschen schreiben als er selbst. Denn nur ihm ist sein wirkliches Leben, seine innere Art des Seins bekannt. Aber während er es schreibt, verkleidet er sich; anstelle einer Beschreibung ergibt sich eine Verteidigung: er zeigt sich, wie er gesehen sein will, nicht wie er ist. Die Aufrichtigsten sind höchstens darin wahr, was sie sagen, aber sie lügen durch ihre Zurückhaltung, und das von ihnen Verschwiegene ändert so das scheinbar Zugestandene, daß sie durch das teilweis Wahre, was sie bekunden, nichts Rechtes gestehen. An die Spitze dieser falschen Autoren, die durch ihre Bekenntnisse nur täuschen wollen, setze ich Montaigne. Er zeigt sich mit Fehlern, aber nur mit liebenswerten. Er malt sich ähnlich, aber nur im Profil." Rousseau dagegen will der erste sein, der sich vollkommen so darstellt, wie er ist. „Wollte ich ein sorgfältig geschriebenes Werk verfassen wie die anderen, so würde ich mich nicht abschildern, sondern mich schminken. Hier handelt es sich aber um mein Porträt, nicht um ein Buch. Ich will sozusagen in der Dunkelkammer arbeiten und wende keine andere Kunst an, als die der genauen Befolgung der vorgezeichneten Züge. Daher werde ich auch kein bestimmtes Ziel haben, sondern immer den Weg wählen, der gerade kommt; ich werde ihn ohne Bedenken nach Laune verwandeln, jedes Ding benennen, wie ich es sehe und fühle, ungesucht, ohne mich um besondere Korrektheit zu bemühen. Durch den Versuch, mich zugleich der Erinnerung an empfangene Eindrücke, an augenblickliche Gefühle hinzugeben, werde ich doppelt den Zustand meiner Seele schildern, nämlich den Moment, da das Ereignis eintrat und den, da ich es beschrieben; und so wird auch der ungleiche und natürliche Stil bald schnell, bald gewählt, weise und närrisch, ernst und zugleich

Digitized by Google

fröhlich, einen Teil meiner Geschichte bilden. Immer wird das Buch durch seinen Gegenstand wertvoll für die Philosophen bleiben, nämlich ein Gegenstand des Vergleichs für das Studium des menschlichen Herzens, und das ist der einzige, der existenzberechtigt ist."

Bei der Betrachtung des Werkes wird man gewiß nicht leugnen können, daß der Verfasser in diesem Streben, sich völlig so zu schildern, wie er war, zu weit gegangen ist. Viele Ausdrücke sind zu offen, um nicht zu sagen roh, viele Einzelheiten sind derart abstoßend, daß man sie wohl zu denen rechnen muß, die hätten verschwiegen werden können, ja müssen.

Er war nicht edel genug, um erlittene Kränkungen zu verschweigen. Dankbarkeit war seine Sache nicht. Er erinnerte sich eher der Guttaten die er erwiesen, als derer, die er empfangen. Er benutzte seine Geständnisse, um sich an allen denen zu rächen, die ihm wirklich oder vermeintlich Übles getan hatten. Mit mindestens gleicher Offenheit indessen bekannte er seine Fehler, seine Unsittlichkeit, seine ungemessene Eitelkeit und Selbstsucht, ja mit einem beispiellosen Zynismus offenbarte er die geheimsten Laster, die sonst jeder auch dem Vertrautesten zu verbergen strebt. Man könnte meinen, er habe übertrieben, sich zu schwarz gemalt, wenn für eine derartige Tendenz irgend ein Grund aufzufinden wäre. Wirkliches Lügen jedoch ist solcher Schilderung gegenüber eigentlich undenkbar. Irrtümer und Flüchtigkeiten sind freilich nicht ausgeschlossen, ja sie können nicht fehlen bei einem Werke, das nicht mit Zuhilfenahme wohlgeordneter, lückenloser Materialien, sondern zu mannigfachen Zeiten und an verschiedenen Orten, zwar auf Grund eines guten Gedächtnisses, aber ohne wirkliche Quellen und längere Zeit zum Teil Jahrzehnte nach den behandelten Ereignissen niedergeschrieben wurde.

Auch eine gewisse Tendenz kann nicht in Abrede gestellt werden. Eine solche kann man vielleicht darin sehen, daß die ersten sechs Bücher der Konfessionen alles lachend und fröhlich, die letzten sechs alles ernst und dunkel schildern; demgegenüber muß man jedoch hervorheben, daß in der Tat die in jenen ersten geschilderte Zeit bis etwa 1741 die des sorglosen, unberühmten Jünglings war, während die in den letzteren dargestellte Epoche neben manchem Glücksstrahl die Sorgen des Kämpfenden und die Verkennung des Mannes ent-

Digitized by Google

hält, der sich trotz dieser Nichtachtung der anderen seiner Bedeutung und Begabung völlig bewußt ist. Auch darf man nicht vergessen, daß der Erzähler eines Lebens immer in gewisser Weise ein Dichter oder mindestens ein Künstler sein muß, daß er, ohne die Berechtigung zu haben, die Wahrheit mit der Dichtung zu vertauschen, doch das wirklich Geschehene in einer Weise darzustellen hat, die imstande ist, den von ihm gewünschten Eindruck hervorzubringen, die Wirkung zu erzielen, die er beabsichtigt.

Ein anderes aber ist die dichterisch-künstlerische Gestaltungsfreiheit, ein anderes bewußtes Lügen. Solches zu beweisen ist man neuerdings in drei Fällen bestrebt gewesen, aber in allen nicht mit Glück. In einem dickleibigen Buche wurde Rousseaus Verhältnis zu Voltaire dargestellt, alle Schuld der Kühle und des endlichen Bruches auf Rousseau gewälzt und jede seiner Äußerungen bekrittelt und bestritten, sobald sie mit einer Voltaireschen in Widerspruch trat. Wer aber Voltaires hinterhältiges Wesen, die Widersprüche in seinen Schriften liest, seine Lust am Verhetzen und sein hochmütiges Gebahren gegen kleinere, der wird ein solches Inquisitionsverfahren gegen Rousseau unwillig empfinden. Der zweite Fall betrifft: Rousseau und Frau von Warens. Ein moderner Kritiker hat hier Rousseaus sehr wenig materiell gesinntes Mütterchen von der Initiative beim Eingehen des sehr seltsamen Verhältnisses freisprechen wollen, als wenn der Erzähler, der dieser Frau bis zu ihrem Tode Wohltaten erwies und nach ihrem Ableben Lobpreisungen widmete, nur das geringste Motiv gehabt hätte, von der Wahrheit abzuweichen. Er hat ferner auf Grund eines Mietskontraktes, dessen Zahlen mit den von Rousseau mitgeteilten in Widerspruch stehen, den Aufenthalt des Schriftstellers in dem Landhause Les charmettes bezweifelt, dessen Reiz er mit unvergänglicher Anmut schildert, aber, bei allem Respekt vor urkundlichen Beweisen, hier spricht gegen die Zahlen die unvergleichliche Beschreibung des Landaufenthaltes, die nicht der Phantasie, sondern der Wirklichkeit entstammt. Auch in dem dritten Falle, in der Entfremdung Rousseaus von Sophie d'Houdetot. dem Vorbild zur Julie der neuen Heloise, ihr, die eine Zeitlang Gegenstand seiner schwärmerischen Neigung war und ihrer Schwägerin Madame d'Epinay, einer Entfremdung, welche den Bruch mit Diderot, Grimm, St. Lambert und den tonangebenden

Führern der französischen Literatur zur Folge hatte, will man Rousseaus Erzählung, ja selbst seine Briefe nicht gelten lassen. Die Darstellung jedoch, die man im Gegensatz zu diesen Quellen nach den Berichten der Gegner gegeben hat, leidet so sehr an innerer Unwahrscheinlichkeit, trägt so deutliche Züge absichtlicher Erfindung an sich, daß sie verworfen werden müssen und statt ihrer die Erzählung Gültigkeit behalten muß, die der Leidende, nicht der Triumphierende gegeben hat.

Andere Vorwürfe, die ein warmer Anhänger der Bekenntnisse dem Autor macht, gipfeln darin, daß er den Namen der Frau von Warens genannt, sowie daß er das Verhältnis zu Madame d'Epinay und d'Houdetot geschildert habe, und zwar, weil das erstere aller Welt unbekannt, die beiden letzterwähnten Personen aber aller Welt bekannt wären. Wirklich ernst zu nehmen ist aber der Vorwurf nicht, denn die Memoiren und Briefe jener Zeit hätten auch bei Rousseaus Schweigen uns über diese Dinge belehrt; was aber Frau von Warens betrifft, so kannte in Annecy ein jeder ihre Abenteuer; für die Welt ist sie im Grunde nur eine Romanfigur.

Rousseaus Bekenntnisse also sind eine ehrliche Darstellung eines unerschrockenen Kämpfers und, trotz mancher unvermeidlicher Irrtümer, im ganzen der Wahrheit entsprechend. Sie sind kein weltliches Erbauungsbuch, enthalten vielmehr gar manches, was nicht erbaut, sondern abstößt, eine Fülle häßlicher Züge, manchen kleinlichen Haß, gelegentlich unbegründete Verdächtigungen. Auch verschweigen sie manches, was man gern wissen möchte, enthüllen anderes, womit man hätte verschont bleiben müssen, aber sie zeigen — und damit erfüllen sie ihre Aufgabe — einen Menschen, wie er wirklich war.

Nicht Eitelkeit, sondern Liebe zur Wahrheit hat dieses in seiner Art einzige literarische Unternehmen hervorgebracht. Das Verlangen, öffentlich seine Schande zu bekennen, der Wunsch, das quälende Bewußtsein seiner Fehler loszuwerden, ist die ursprüngliche Veranlassung zu dem merkwürdigen Buche. Zunächst sollte die Schrift „Mein Portrait" lauten; durch eine gegen ihn gerichtete Broschüre wurde Rousseau veranlaßt, nicht nur den Titel zu ändern, sondern auch die Tendenz; so wurden aus dem Portrait die Bekenntnisse; die Absicht, öffentlich Buße abzulegen, wurde verquickt mit dem Streben, seinen Feinden wehe zu tun.

Digitized by Google

Die erste Fassung der sechs ersten Bücher der „Confessions" gehört dem Jahre 1765 an, die zweite endgültige dem Herbst 1767. Den zweiten Teil, Buch 7 bis 11, begann Rousseau 1769 und hatte ihn Mitte 1770 abgeschlossen; das zwölfte Buch, der Abschluß des ganzen Werkes, entstand zwar 1770, wurde aber erst 1776 in die definitive Form gebracht.

Das Werk entstand übrigens nicht vollkommen aus eigener Initiative. Der Schriftsteller Duclos veranlaßte Rousseau dazu, sein Freund, der Buchhändler Rey, drängte ihn, das Buch in Angriff zu nehmen und das einmal angefangene zu vollenden. Den wiederholten Angeboten, es drucken zu lassen, widerstand Rousseau durchaus, er nahm seine Bestimmung nicht zurück, daß das Buch erst nach seinem Tode erscheinen dürfe.

---

2. Kindheit und Jugend.

Jean Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 in Genf geboren. Sein Vater Isaak war Uhrmacher, ein geistig angeregter, aber etwas abenteuerlich gesinnter Mann, der durch seine Heftigkeit in manche Ungelegenheiten geriet und infolgedessen mit den Behörden zu tun hatte und durch religiöse und politische Ideen eine Sonderstellung in seiner Vaterstadt einnahm, die doch im wesentlichen auf Gleichförmigkeit angewiesen war und dadurch ihre eigenartige Stellung behauptete. Bevor der Vater sein Geschäft eröffnete, war er Tanzlehrer gewesen und später nahm er dieselbe Stellung wieder ein. Die Mutter, Suzanne Bernard, aus einem alten, nicht unvermögenden Geschlechte stammend, war 1673 geboren. Sie muß eine gebildete, lebenslustige Frau gewesen sein, die sich einigermaßen gegen die überstrengen Sitten der Vaterstadt auflehnte, denn sie wurde, wie aus einer aktenmäßigen Notiz hervorgeht, 1694 getadelt, daß sie den Besuch eines verheirateten Patriziers angenommen habe und empfing einen ferneren Verweis dafür, daß sie sich als Bäuerin verkleidet habe, um der Aufführung einer Komödie beizuwohnen. Die Ehe beider fand am 2. Juni 1704 statt, der ältere Sohn, Peter, wurde am 15. März 1705 geboren, die Geburt des zweiten kostete der Mutter das Leben. „Ich

Digitized by Google

kam fast tot zur Welt, man hatte wenig Hoffnung, mich zu erhalten," schreibt Rousseau selbst. Sorgfältige Pflege erhielt das schwache, wenn auch nicht irgendwie organisch kranke Kind.

Die schwärmerische Neigung des Vaters zur Mutter übertrug sich auf den Sohn. Das stille, sanfte Kind, das nie ein Tier quälte und den Menschen freundlich entgegenkam, lebte in großer Zurückgezogenheit und wurde von dem Vater fast wie ein Kamerad, nicht wie ein Kind betrachtet. Viel früher als andere Kinder lernte Jean Jacques lesen und ergab sich schon in seinem fünften oder sechsten Jahre in Gemeinschaft mit seinem Vater einer vielseitigen und völlig ungeregelten Lektüre. Er berichtet selbst folgendes darüber: „Von meiner Mutter hatten wir Romane geerbt, die lasen wir nach dem Abendessen miteinander, mein Vater und ich. Es handelte sich anfangs nur darum, mich an unterhaltenden Büchern im Lesen zu üben, bald aber wurde unsere Teilnahme so rege, daß wir ohne abzusetzen einer um den anderen lasen, und daß uns die Nächte unter dieser Beschäftigung hingingen. Wir konnten niemals aufhören, ehe wir nicht den Band zu Ende gebracht hatten. Manchmal sagte mein Vater, wenn er morgens die Schwalben hörte, ganz beschämt: ‚Komm zu Bette, ich bin mehr Kind als Du'."

Eine solche Erziehung war natürlich die verkehrteste, die man sich denken kann. Die Folgen waren Schwächung der Gesundheit, krankhafte Erregung der Nerven, Überreizung der Phantasie; das Fehlen der mütterlichen Erziehung wurde für den Knaben verhängnisvoll. Als im Jahre 1719 der mütterliche Romanvorrat glücklicherweise aufgebraucht war, kamen wissenschaftliche Bücher an die Reihe, zunächst historische, daneben aber auch theologische, philosophische, zu denen sich einzelne dramatische Arbeiten gesellten. Den größten Eindruck empfing der Knabe von Plutarch; von ihm durfte er später sagen, daß er sein Herz und seine Vernunft gebildet habe. Zu der Lektüre kam bald die Musik. Sie wurde dem Knaben durch eine Tante, Suzanne Rousseau, die Schwester seines Vaters, nahe gebracht, die außer vielen frommen Liedern auch Volkslieder kannte und mit angenehmer Stimme sang. Für die Ausbildung des Kindes war die Trennung von dem Vater eher ein Glück als ein Unglück. Isaak Rousseau mußte 1720 wegen einer Schlägerei mit einem französischen Kapitän aus der Vater-

Digitized by Google

stadt fliehen und begab sich nach Nyon. Jean Jacques wurde zu seinem Onkel mütterlicherseits, Gabriel Bernard, einem tüchtigen Ingenieur, gebracht und kam mit einem Vetter in seinem neunten Jahre zu dem Pfarrer Lambercier nach Bossey, wo er ungefähr zwei Jahre wirklich unterrichtet wurde. Freilich, eine systematische Unterweisung, die etwa dem modernen Gymnasialunterricht entspricht, empfing der Knabe nicht, und es blieb bei ihm infolgedessen eine mangelhafte Kenntnis der alten Sprachen bestehen, die sich später manchmal rächte, und ein Halbwissen, das dem Autor selbst peinlich war. Der Aufenthalt bei dem Pfarrer Lambercier war für Rousseau besonders verhängnisvoll durch die Erregung des Geschlechtstriebes. Er erzählt selbst, daß er zuerst sinnliche Gefühle hatte, als die etwa dreißigjährige Schwester des Pastors ihn einmal züchtigte, wie man Knaben zu züchtigen pflegt, und er fügt hinzu, daß seine Begierden dadurch so in die Irre gerieten, daß sie fortan nach nichts anderem trachteten. „Lange Zeit gequält, ohne zu wissen wodurch, verschlang ich mit lebendigen Augen die schönen Mädchen. Meine Einbildungskraft hielt mir unaufhörlich ihr Bild zurück, einzig um sie auf meine Art und Weise in Handlung zu bringen und aus ihnen lauter Fräulein Lambercier zu machen.“ Eine gewisse Perversität liegt in dieser Anschauung, doch kann man nicht behaupten, daß Rousseau zeitlebens pervers blieb. Außer unzüchtigen Handlungen, die manchem Knaben eigentümlich sind, und seltsamen Äußerlichkeiten war sein Geschlechtsleben im allgemeinen normal.

Der Aufenthalt bei dem Pfarrer wirkte noch anderweitig auf sein Gefühlsleben. Er und sein Vetter wurden einmal unschuldig gestraft. Der Erzähler glaubt, daß sich von jener ungerechten Handlung das Aufwallen heftigen Zornes herschreibe, in den er beim Anschauen jeder Ungerechtigkeit gerate.

Im Jahre 1722 wurde der Knabe nach Genf zurückgebracht und er lebte die folgenden Jahre teils dort unter der Aufsicht seines Onkels Gabriel Bernard, teils in Nyon, wohin sein Vater zurückgekehrt war, der sich freilich wiederum und zwar mit einer älteren Frau verheiratet hatte. Der Elfjährige, dessen Kenntnisse schwerlich die eines heutigen Quartaners überstiegen, wenn sie sie überhaupt erreichten, wurde nun nicht etwa in eine regelmäßige Schule getan, sondern alsbald zum Erwerb angehalten. Er kam zuerst zu einem Stadtschreiber, dann zu einem

Kupferstecher in die Lehre, in beiden Tätigkeiten war er nicht glücklich, teils weil er an der mechanischen Arbeit kein Behagen fand, teils weil er durch seine Lehrherren sehr übel behandelt wurde, endlich, weil er, bisher in gebildeten Kreisen verkehrend, in seinem Umgange und seiner ganzen sozialen Position sich herabgedrückt fühlte. Selbst die Befriedigung seiner Lesewut, die nun wieder einsetzte, verschaffte ihm kein Genügen.

Da trat eine Wendung in seinem Schicksal ein. Nach mehrjähriger Lehrzeit, als Rousseau sechzehn Jahre geworden war, passierte es ihm, daß er zum dritten Male mit den Gespielen am Sonntag Abend den Torschluß versäumt hatte. Die beiden ersten Male war er hart gestraft worden; er fürchtete die noch größere Härte einer dritten Bestrafung und faßte, um dieser Strafe zu entgehen, den Entschluß, den er auch alsbald ausführte, seine Vaterstadt zu verlassen. Er floh zunächst nach Annecy und wurde von dem dortigen katholischen Pfarrer der Frau von Warens empfohlen. Am Palmsonntag 1728 langte er bei dieser Frau an. Die Geschichte dieses Verhältnisses ist eine so eigenartige, die Wirkung der genannten Frau auf den jungen Menschen von einer so außerordentlichen Bedeutung, daß sie auch hier und im Zusammenhange erzählt werden muß.

Françoise Louise Latour wurde am 31. Mai 1699 zu Vevey geboren, sie war also dreizehn Jahre älter als Rousseau. Früh verwaist, genoß sie die Durchschnittserziehung damaliger junger Mädchen und verheiratete sich vierzehnjährig mit Sebastian Isaak von Loys, Herrn von Warens, einem Berner Kapitän, einem abenteuerlichen, nicht armen Offizier, der bei seiner Eheschließung nur fünfundzwanzig Jahre alt war. Dreizehn Jahre lang waren die Gatten vereinigt, wenn man dieses vollkommene Nebeneinanderleben, währenddessen jeder tat, was ihm behagte, eine Vereinigung nennen kann. U. a. begründete die Dame ohne Anteil, wenn auch nicht gerade gegen den Willen ihres Mannes, eine Strumpffabrik, mit der sie freilich pekuniäre Erfolge nicht erzielte; kurze Zeit darauf, Juli 1726, verließ sie ihren Gatten, zog mit Geld, Ware und Hausgerät wohlversehen, vielleicht auch schon in Begleitung ihres jungen Gärtners Claude Anet, der bald ihr erklärter Liebhaber wurde, nach Evian. Dort empfing sie sogar einmal den Besuch ihres Gatten, erhielt auch später von ihm Geldsendungen, seit jener Zeit

Digitized by Google

aber betrachtete sie sich als vollkommen frei und setzte es durch, daß ihre Ehe am 5. Februar 1727 geschieden wurde. Sie tat diesen Schritt nicht unüberlegt, sondern erst, nachdem sie ihre Existenz anderweitig gesichert hatte, so daß sie auf ihr eingebrachtes Vermögen zu verzichten im stande war und sich mit einer Rente begnügen konnte. Sie war nämlich unterdessen mit dem König von Sardinien und dem Bischof von Annecy in Verbindung getreten, hatte sich nach dem Wohnsitz des letzteren begeben, war unter seinen förmlichen Schutz getreten und hatte, nachdem sie am 8. September 1726 zur katholischen Kirche übergetreten war, sich von dem Könige und den geistlichen Würdenträgern eine Rente gesichert, die ihr die Führung eines behaglichen Lebens gestattete. Sie lebte nun in Annecy in einem geräumigen Hause als Konvertitin, von ihren neuen Glaubensgenossen verhätschelt, als hübsche Frau, angenehme Wirtin, mildtätige Seele von allerhand fahrenden Rittern, nicht eben den Mitgliedern der besten Gesellschaft, aufgesucht, dem genannten Gärtnerburschen alle Rechte eines Eheherrn einräumend.

Zu ihr kam Rousseau am 21. März 1728. „Hier beginnt das kurze Glück meines Lebens," mit diesen Worten hat unser Schriftsteller die Schilderung der wundersamen Episode eingeleitet. Unter „der mitleidigen Dame", an die ihn jener Pfarrer empfohlen, hatte er sich eine alte Frau gedacht; nun sah er, wie er selbst sagte, „ein anmutumstrahltes Gesicht, schöne, sanfte, blaue Augen, einen blendenden Teint, den Ansatz eines entzückenden Halses". Er wurde freundlich aufgenommen, aber alsbald zu seiner Bekehrung — denn die Konvertitin beeiferte sich, ihrer neuen Kirche Gläubige zuzuführen — nach Turin geschickt und dort in die katholische Religion eingeführt, die ihm nicht ein Evangelium dünkte. Nach etwa einem Jahre kam er zu Frau von Warens zurück, die nun beschloß, sich ernstlich des jungen Mannes anzunehmen. Dem ersten Schritt, ihn der katholischen Religion zuzuführen, ließ sie den zweiten folgen, ihn dem Priesterstande zu weihen. Daher gab sie ihn, nachdem sie ihn nur kurze Zeit bei sich beherbergt hatte, in ein Priesterseminar, nahm ihn aber, da sie bald die Unmöglichkeit erkannte, einen Priester aus dem Jüngling zu machen, nach kurzer Zeit wieder zu sich und ließ ihn von einem Herrn Nikoloz in der Musik unterrichten. Neben dieser Unterweisung

Digitized by Google

lernte er bei Anet Botanik. Auf diese Weise legte er den Grund zu einer Kunst und einer Wissenschaft, für welche beide er zeitlebens eine wahre Leidenschaft behielt und entschiedenste Begabung zeigte.

Zunächst dauerte das Verweilen bei der Freundin, die damals noch eine mütterliche war, nicht lange. Rousseau ging mit seinem Musiklehrer auf Antrieb von Frau von Warens nach Lyon, kehrte jedoch nach einigen Monaten nach Annecy zurück, fand aber zu seiner Enttäuschung das warme Nest leer. Seine Protektorin hatte, abenteuerlustig und tatendurstig, wie sie war, sich zu einer politischen Intrige brauchen lassen, war nach einem resultatlosen Aufenthalte in Paris nach Annecy zurückgekehrt und hatte sich, um den auch ihr gefährlichen Verwickelungen bei Gelegenheit der sardinischen Thronstreitigkeiten zu entgehen, nach Chambéry begeben.

Kaum war sie hier installiert, 1732, so landete auch Rousseau an dem Aufenthaltsorte seiner Beschützerin. Er war weder schöner noch liebenswürdiger als früher, aber männlicher als ehedem und, wie schon seine beständige Wiederkehr zu der älteren Frau bezeugt, ein Jüngling von erprobter Treue. Diese Eigenschaft, die gerade flatterhaften Frauen am meisten imponiert und die dieser nicht mehr in der ersten Jugendblüte stehenden Dame wohl als die beste Bürgschaft für ein dauerndes Beisammensein erscheinen mußte, trug mehr als anderes dazu bei, die mütterlichen Empfindungen der Frau von Warens in freundschaftliche zu verwandeln. Von Leidenschaft kann man bei ihr nicht sprechen, denn sie war nach übereinstimmenden Zeugnissen derer, die sie genau kannten, durchaus nicht sinnlich, viel eher kühl; weit mehr von der Begierde erfüllt, das, was sie besaß, vollkommen zu beherrschen. Nun war aber Rousseau, ohne durch seinen Stand — denn er lebte nicht als Müßiggänger bei seiner Gastfreundin, sondern verdiente sich seine Existenz zuerst als Katasterschreiber, später als Musiklehrer — und auch ohne durch sein Äußeres besonders zu imponieren, im Besitze von Eigenschaften, die ihn manchen Frauen begehrenswert erscheinen ließen: Jugend, Lebhaftigkeit und Originalität. Frau von Warens wünschte den Jüngling an sich zu fesseln, seine Treue zu belohnen, ihn von dem Verkehr mit anderen Frauen abzuziehen, sie war es, die ihm eine engere Verbindung vorschlug. Der feurige Jüngling, der wohl schon früher in kühnen

Digitized by Google

Träumen leidenschaftliche Wünsche gehegt hatte, in seinem wirklichen Verhalten aber keuscher geblieben war als in seinen Gedanken, nahm das Anerbieten zögernd an. So wurde aus dem Sohne ein Liebhaber und zwar der einzige Genosse der Frau, da Claude Anet, der schmerzvoll genug diese neue Laune seiner Herrin empfunden haben mochte, zu rechter Zeit starb.

Nicht vom Standpunkte der Moral aus kann und soll diese Sache beurteilt werden; der Historiker hat sich zunächst zu fragen: konnte das Verhältnis sich so gestalten, wie es eben nach unseres Helden Aussage erzählt wurde? Sodann aber hat der Geschichtsschreiber die Pflicht, wenn er es auch nicht als seine Aufgabe zu erachten hat, auf jedes kleine Liebesverhältnis eines großen Mannes einzugehen, bei einer Verbindung zu verweilen, in der ein Mann wie Rousseau acht seiner besten Lebensjahre zubrachte, der er Menschenkenntnis, Lebensklugheit und eine Fülle geistiger Anregungen verdankte. Wenn man nun die vorhin aufgeworfene Frage zu beantworten sucht, so darf man nicht, wie manche moderne Historiker tun, ohne weiteres mit Zweifel und Skepsis gegen die Erzählungen des Berichterstatters bei der Hand sein. Man darf nicht sagen, daß derartige Verhältnisse sich gewöhnlich anders gestalten, daß meist der Mann, namentlich der feurige Jüngling der drängende, die Frau dagegen der nachgiebige Teil ist. Welches Motiv könnte in unserem Falle der Erzähler gehabt haben, die Sache anders darzustellen, als sie sich wirklich ereignete? Frau von Warens verliert nichts durch ihr dem Jüngling gemachtes Anerbieten, denn sie erscheint in der ganzen Schilderung als eine Frau, die mit ihrer Person leichtsinnig und verschwenderisch genug umging. Rousseau gewinnt nichts, denn für einen mannbaren Jüngling ist es kein Vorteil, wenn er wie ein großer Tölpel geschildert wird, der seine Hand nicht begehrlich nach einem Gute ausstreckt, sondern erst zögernd zugreift, sobald es ihm dargeboten wird.

Von dem jahrelangen Zusammenleben der beiden durch Alter und Eigenschaften so ungleichartigen Wesen läßt sich nicht viel sagen. Es war ein geschäftiges Leben, ohne bestimmte Tätigkeit, ein lebhaft geselliges Treiben. Rousseau beschäftigte sich mit Musik und Botanik, erteilte Unterricht, komponierte Lieder. Frau von Warens braute allerlei Kräuter zu heilsamen Tränken. Für sie fehlte es nicht an manchen gesellschaftlichen

Digitized by Google

Vergnügungen, z. B. dem Komödienspiel, wenn sie auch freilich, immer mehr an Schlankheit verlierend, nicht gerade geeignet erschien, als eine der Göttinnen im „Urteile des Paris" aufzutreten. Ihm, der am geselligen Treiben, teils aus Schüchternheit, teils aus Hochmut, kein sonderliches Gefallen fand, dienten geschäftliche oder für seine Ausbildung nützliche Reisen als Erholung, wenn sie ihm auch manchmal Unerquickliches bereiteten. Waren die Liebenden zusammen, so verbrachten sie die Zeit keineswegs nur mit Liebesspielen, sondern gaben sich eifriger Lektüre hin. Unter den Büchern, die beide beschäftigten, werden ausdrücklich der Don Quixote und Bayles Lexikon genannt, zwei Bücher, die man nicht eben als besonders geeignete Kost für Konvertiten bezeichnen kann.

Die Wahl solcher Bücher ist um so merkwürdiger, als gerade in jener Zeit, da Rousseau sich mit physikalischen Experimenten befaßte und bei einer Explosion seinen Wissensdrang mit dem Verluste eines Auges gebüßt zu haben fürchtete, ein Testament entstand, das erst vor etwa fünfzehn Jahren bekannt geworden ist. Dieses beginnt nämlich mit einem höchst frommen Glaubensbekenntnisse und setzt einzelne Spenden für die Klöster des Wohnortes des Testators fest. Als Haupterbin setzte er seine Freundin ein „als einziges Zeichen seiner lebhaften Dankbarkeit für ihre Güte".

Wirklich hatte Rousseau damals über etwas zu testieren. Denn er, der als gänzlich mittelloser Jüngling zu Frau von Warens gekommen war, hatte in jener Zeit aus der Erbschaft seiner Mutter und seines Bruders eine mäßige Summe erheben können. Der vermögende Rousseau war aber nicht glücklicher als der besitzlose. Was durch ihn dem armen Claude Anet geschehen war, das geschah ihm nun selbst durch einen robusten Heimatsgenossen der Frau von Warens, einen jungen Burschen Wintzinried. Dieser Ersatzmann trat ins Haus entweder zur Zeit, da Rousseau in Genf seine Erbschaft erhob, oder da er in Montpellier weilte, um sich von einer Krankheit heilen zu lassen. Das gemeinschaftliche Leben zu zweien, dann zu dreien, dauerte längere Zeit, teils in Chambéry, teils in dem benachbarten Landgute Les Charmettes. Da Rousseau vom August 1737 bis Februar 1738 abwesend war, ein Mietskontrakt der Frau von Warens aber vom 15. September 1737 sich neuerdings gefunden hat, so hat man daraus geschlossen, daß jenes Landgut

Digitized by Google

nicht, wie er erzählt, für ihn, den Kränklichen, von seiner Freundin gemietet worden, sondern von ihr zum Lustort für ihre neueste Neigung ausersehen worden sei. Ein solcher Schluß jedoch ist als hyperkritisch abzuweisen. Denn warum soll die alte Freundin mit dem kränklichen Jüngling nicht schon vorher dort gewohnt haben? Rousseaus wunderbare Schilderung am Ende des fünften Buches seiner Bekenntnisse paßt durchaus nicht auf ein Leben zu dreien, sondern ist die entzückte Darstellung einiger ausschließlich mit der Geliebten verbrachten Wonnemonde. Derartige Schilderungen lassen sich nicht erfinden, selbst nicht mit der reichsten Phantasie, das sind Wirklichkeitsbilder, die eben solche Zeugniskraft besitzen wie Urkunden.

Aus jener Zeit eines glücklichen und ungetrübten Zusammenlebens hat sich eine Jugenddichtung erhalten, Le Verger des Charmettes, ein philosophisches Lehrgedicht, angefüllt mit Brocken aus allen möglichen, damals gelesenen Schriftstellern, hauptsächlich theologischen, insbesondere jansenistischen Büchern. Das religiöse Gefühl tritt in dieser Dichtung ebenso stark hervor, wie in einzelnen Gebeten, die noch früheren Ursprungs sind: überall eine starke Frömmigkeit, die mit konfessionellen Streitigkeiten und dogmatischer Gläubigkeit nichts zu tun haben will; ein persönliches Verhältnis zu dem göttlichen Wesen; die sichere Erwartung eines seligen jenseitigen Lebens.

Der neue Beherrscher des Herzens und Hauses der Madame Warens verleidete dem früheren Eigentümer den ehedem so beliebten Wohnort. Er zog von dannen, ohne daß dadurch die Verbindung mit der Freundin aufhörte. Sie sendete ihm manchmal, nicht ausschließlich als Zeugnisse ihrer Freundschaft, sondern mit dem Wunsche, dafür Geldeswert zu erhalten, Proben ihrer Fabrikate, mit denen sie keineswegs immer Erfolg hatte. Rousseau sandte Geldunterstützungen, die für seine Verhältnisse recht beträchtlich waren, aber den großen und immer erneuten Bedürfnissen der Frau, die auch als Geliebte nicht aufgehört hatte, sich „Mütterchen“ zu nennen und von dem Liebhaber so genannt worden war, keineswegs genügten. Aus diesem Grunde erneute sie oft genug ihre dringenden Bitten. So schrieb sie einmal am 10. Februar 1754: „Sie bewähren so recht die Stelle, die ich in der Nachahmung Jesu Christi las, daß man da am ärgsten getäuscht wird, wo man am sichersten gehofft. Nicht der Schlag, den ich von Ihnen erfuhr, betrübt mich so wie

Digitized by Google

die Hand, welche ihn schlug. In einem Augenblicke ruhiger Überlegung werden Sie sich selbst das sagen, was ich auf Ihren Brief antworten könnte, trotzdem bleibe ich allezeit Ihr wirkliches, gutes Mütterchen."

Am 1. Juni 1754 besuchte Rousseau mit seiner Therese die alte Freundin, diese machte dem Paare in Genf einen Gegenbesuch, wobei sie von dem Freunde alles erhielt, was dieser entbehren konnte, und den Vorschlag empfing, sein Leben in Paris zu teilen. Sie ihrerseits steckte Therese einen Ring an den Finger, das letzte Kleinod, das sie besaß. Die alten Freunde sahen sich nicht wieder. Frau von Warens starb nach manchen Leiden und großer Not am 29. Juli 1762, sie, die so vielen Menschen Freude gewährt hatte, allein und verlassen. Von ihrem Tode erfuhr Rousseau erst durch einen Herrn von Conzié, einem alten Bekannten aus der Zeit seines Zusammenlebens mit jener Frau, am 4. Oktober. Der Berichterstatter meldete darin den Tod der alten Freundin, fügte hinzu, die Dame habe ihm, dem Erzähler, ihre Liebe zu Rousseau gestanden und dabei bemerkt, nach dem Umgange mit jenem habe sie ihr Herz mit keinem anderen teilen wollen. Rousseau, der am besten wußte, wie weit einer solchen Erzählung zu trauen war, ließ nach dem Tode der Ungetreuen jedes Gefühl der Kränkung schwinden, erinnerte sich nur an die empfangenen Dienste und die genossene Gunst und widmete der Dahingeschiedenen Worte treuen Gedenkens. „Die beste Frau und Mutter, beladen mit Jahren und belastet mit Krankheit und Elend, verließ dieses Tränental, um in das Gefilde der Seligen überzugehen, wo die Erinnerung an das auf Erden getane Gute die ewige Belohnung ausmacht." Er sehnte sich nach ihr, nun, da er sie im Jenseits glaubte, und schloß seinen, ihr gewidmeten Nekrolog mit den Worten: „Wenn ich nicht glaubte, sie in jenem Leben wiederzusehen, so würde sich meine schwache Einbildungskraft der Idee des vollkommenen Glücks verschließen, das ich dort erwarte".

Was der von Leiden gebeugte Sechziger in der Erinnerung an das reinste Jugendglück, das er genossen, niederschrieb, darf uns nicht als frivol erscheinen, denn hier, wie so oft, verklärte er die Sinnlichkeit durch wahres Gefühl und fügte dem Liebeln schwärmerische Empfindsamkeit bei. So gab er für alle Zeiten dem engen Stübchen und dem blühenden Garten einen

Digitized by Google

romantischen Schimmer, den Stätten, an denen er, der Jüngling, von einem älteren Weibe Liebe genoß und mächtig nachwirkende Geistesanregung empfing.

---

3. Erste Pariser Zeit.

Im Jahre 1741 kam Rousseau nach Paris. Bevor dieser Aufenthalt im einzelnen dargestellt wird, müssen einige Erlebnisse der früheren Zeit kurz zusammengestellt werden. In Turin war der Knabe zum Katholizismus übergetreten, er tat dies nicht aus innerem Drange, sondern dem Zwange der Verhältnisse folgend, und kehrte wenige Jahre später zum väterlichen Glauben zurück. Dieser rasche Übertritt darf nicht als Charakterschwäche verurteilt, sondern muß als eine Folge des Leichtsinns und der Not betrachtet und etwas milde beurteilt werden. Wichtiger für sein inneres Leben war folgender Vorgang. Er war Diener in dem Haushalte einer Gräfin Vercelli. Die Dame starb bald nach seinem Eintritt ins Haus. Bei der Auflösung ihres Haushaltes vermißte die Kammerjungfer ein Stückchen Band in rosenrot und silber. Rousseau hatte es sich angeeignet, es wurde bei ihm gefunden; in seiner Verwirrung erklärte er, Marion, die Köchin, habe es genommen und ihm gegeben. Das unschuldig angeklagte Mädchen beschwor Rousseau, sie nicht unglücklich zu machen, er verharrte aus Furcht vor der Schande bei seiner Behauptung. Der gräfliche Erbe, der die Sache untersuchte, beschloß das Verhör mit dem Ausspruch, das Gewissen werde den Schuldigen strafen.

Viele Biographen haben Rousseau wegen dieses Vergehens für den größten Verbrecher erklärt; gewiß kann er nicht gerechtfertigt werden. Aber man tut nicht gut, aus diesem kleinen Vorfall gewichtige Schlüsse auf den Charakter zu ziehen; Verwirrung und falsche Scham verstockten den Jüngling; tiefe Reue ergriff ihn, und er bekannte später vor aller Welt den kleinen Vorgang, der ohne sein Geständnis unbekannt geblieben wäre. Noch einzelne andere Dienerstellen nahm Rousseau an. Das wichtigste aus seiner Vorpariser Zeit ist aber der Umgang mit zwei katholischen Geistlichen, dem Abbé Gaime, in dem man das Vorbild des savoyardischen Vikars aus dem Emile sehen

Digitized by Google

will, und des Geistlichen Gâtier aus dem Seminar St. Sulpice, der zu dem Genannten gleichfalls einige Züge geliehen haben soll.

Als Rousseau nach langen Irrfahrten in Paris landete, hatte er sich literarisch mehrfach versucht. Einzelne Gedichte und Lustspiele stammen aus der Zeit der Jugend; die eingehende Beschäftigung mit der Musik hatte ihn zu vielfachen theoretischen Arbeiten über Musik veranlaßt. Der Aufenthalt in der Hauptstadt war nicht ununterbrochen. Die längste Zeit, die der junge Schriftsteller fern von der Residenz zubrachte, waren anderthalb Jahre in Venedig, wo er als Sekretär des Grafen Montaigu lebte, den er bei Madame de Broglie kennen gelernt hatte. Auch diese Stellung brachte ihm vielen Verdruß, er hatte durch Geiz und Kleinlichkeit seines Herrn zu leiden, ließ sich vielleicht auch einige Vergehen zu schulden kommen; da es ihm trotz des angestrengten Prozesses nicht gelang, zu seinem Rechte zu kommen, entschloß er sich, niemals wieder eine Stellung anzunehmen, sondern unabhängig zu bleiben, als Schriftsteller und Notenschreiber seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Fast ein Jahrzehnt noch lebte Jean Jacques in Dürftigkeit und Ruhmlosigkeit. Die Verbindung mit Therese, von der noch ausführlicher zu sprechen ist, gewährte ihm nur halbe Freude, vermehrte dagegen seine Sorgen. Er verkehrte in der Pariser Gesellschaft, ohne völlig in ihr aufzugehen. Unter den Bekanntschaften, die er machte, ist die mit einem Herrn von Francueil und mit Madame Dupin die wichtigste; jenem erteilte er Unterricht, mit dieser kam er in ein freundschaftliches Verhältnis, in das sich ein wenig Zärtlichkeit mischte. Durch den ersteren wurde er auch in andere Kreise eingeführt, und schon ziemlich frühe bahnte sich ein Verkehr mit Frau von Epinay und Madame d'Houdetot an, der freilich erst Jahre später für unseren Schriftsteller verhängnisvoll werden sollte.

Auch mit den bekannteren Autoren jener Zeit gestaltete sich ein literarisches und persönliches Verhältnis; er trat d'Alembert verehrungsvoll gegenüber, rieb sich an Voltaire, mit dem er niemals völlig harmonierte, und wurde befreundet mit Grimm und Diderot, die ihm im Alter und Wesen am nächsten standen. Grimm, der Journalist, der gewandte literarische Lakai, war ihm besonders sympathisch durch ihren gemeinschaftlichen Kampf gegen die französische Musik und ihren gleichen Enthusiasmus für die italienische; Diderots Vielseitigkeit, geistreiche Lebendig-

Digitized by Google

keit taten ihm wohl, wenn auch sein Sarkasmus, seine Ungläubigkeit und seine offen zur Schau getragene Unsittlichkeit ihn manchmal verletzten. Die Beziehungen zu allen diesen Männern und Frauen waren eine Zeitlang sehr innig, wurden aber nach einigen Jahren gestört; gegen einzelne entwickelte sich geradezu aus der innigen Gemeinschaft bittere Feindseligkeit.

Manche der Gedachten mögen in dem Genfer, der sich den Vierzigen näherte, einen gutmütigen, begabten Kameraden gesehen haben, dem sie nicht übermäßig viel zutrauten, ja dessen Schlaffheit sie beklagten; auch sie wurden, wie die ganze Welt, durch die Kraft und die Originalität seiner ersten großen Schrift überrascht. Das war die Schrift, die man als den ersten Discours zu bezeichnen pflegt. Die Akademie von Dijon hatte als Preisaufgabe das Thema gewählt: „Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen?“ (1749). Die Absicht der Akademie ist klar genug. Sie wünschte in der für die Aufklärung landläufigen Auffassung eine Verklärung der Renaissancezeit als einer lichten und hellen Epoche gegenüber dem finsteren Mittelalter; sie wollte die Ansicht bekräftigt sehen, daß sittlicher Fortschritt mit geistigem nahe verbunden sei. Rousseau, der viel zu einsam lebte, um von solchen literarischen Ereignissen Kenntnis zu erlangen, erfuhr von der Preisaufgabe durch Diderot, den er in seinem Gefängnis zu Vincennes besuchte. Nun erzählen Diderot und seine Getreuen Marmontel, Grimm und La Harpe, daß Rousseau in dem gewünschten bejahenden Sinne habe antworten wollen, daß Diderot ihn jedoch gemahnt, die Frage zu verneinen. Dagegen erzählt Rousseau bereits in einem Briefe an Malesherbes 1772 und noch bestimmter in seinen Confessionen (der betreffende Abschnitt ist im Jahre 1769 geschrieben), daß er bei der Lektüre der Preisaufgabe erschüttert war. „Der Augenblick glich einer plötzlichen Inspiration,“ sagt er an einer Stelle, und „ich sah ein anderes Weltall, ich wurde ein anderer Mensch“ an der zweiten. Wenn er an jener hinzufügt: „Diderot ermahnte mich, meine Ideen zu entwickeln und mich um den Preis zu bewerben“, so darf man darin nicht, wie der neueste Biograph getan hat, eine Bestätigung von Diderots Erzählung sehen, denn eine Ermunterung, einen gefaßten Entschluß auszuführen, ist etwas wesentlich Anderes, als die Anregung, eine Frage in einer bestimmten

Digitized by Google

Art zu beantworten. Äußerlich wie innerlich sind die Zeugnisse Rousseaus viel glaubwürdiger. Äußerlich, weil sie früher sind als die der Gegner, denn Diderot und die anderen haben ihre Erzählungen erst zu einer Zeit geschrieben, als sie mit jenem verfeindet waren; innerlich, weil die von unserem Schriftsteller dargelegten Ansichten Grundsätze eines Systems sind, das er während seines ganzen Lebens festhielt und ausbaute. Man darf nicht entgegnen, daß die im ersten und zweiten Discours ausgeführten Ansichten in keiner der Jugendschriften angedeutet werden, ja daß sie scheinbar den leichten Tändeleien der früheren Werke widersprächen; in dem Leben mancher genialen Männer, besonders der langsam reifenden, vollzieht sich nicht selten ein solcher Umschwung, der plötzlich das bisher allen Verborgene, ja vielleicht dem Autor selbst Unerkannte, zur Erscheinung bringt.

Rousseau faßte die Frage durchaus anders auf, als die Akademie sie gestellt hatte. Statt Wiederherstellung der Wissenschaften spricht er von ihrer Einführung, verweilt also nicht bei der Renaissanceperiode, sondern spricht von der Urzeit der Menschheit. Und um schon in dem Titel anzudeuten, daß er als Wirkung der Wissenschaften nicht eine Verbesserung, sondern eine Verderbnis der Sitten sieht, fügt er in dem Titel nach den Worten „zur Reinigung" die anderen „oder zum Verderbnis" hinzu.

Die Schrift zerfällt in zwei Teile. Im ersten führt der Autor aus, daß schon die Alten den Erfinder der Wissenschaften als einen Feind der Menschheit hinstellten, daß die Länder des Altertums glücklich gewesen seien, so lange keine Bildung bei ihnen geherrscht: Ägypten sei eine Beute der Feinde geworden nach der Kultivierung, Griechenland weise eine Heroenzeit auf in der Periode der Unbildung, ein trauriges Bild innerer Zerrissenheit dagegen in der Epoche der Bildung. Ähnlich, ja noch schlimmer sei die Entwickelung von Rom und Konstantinopel. Kraftvoll und rein hätten sich nur die Völker erhalten, die von Kultur nichts gewußt, z. B. die Perser und die alten Germanen. In Griechenland zeige sich der volle Gegensatz zwischen Sparta und Athen; während in der geistig hoch entwickelten letzteren Stadt Verweichlichung die Menschen vernichtet und den Bestand des Staates bedroht hätte, sei das geistig niedriger stehende Sparta zu hoher Blüte gelangt. Nur wenige

Digitized by Google

der Alten hätten die Wahrheit erkannt, daß die Tugend der Kultur nicht nur nicht bedürfe, sondern gerade durch geistige Entwickelung geschädigt würde; das sei der Standpunkt des Sokrates gewesen, das die Meinung und Lebensauffassung des Cato und Fabricius.

Dem historischen Beweise folgt der philosophische. Der Ursprung der Wissenschaft sei das Laster, das Objekt derselben gleichfalls das Laster, die Künste seien geboren durch den Luxus und beförderten wiederum Schwelgerei und Verschwendung; die Jurisprudenz sei hervorgerufen durch die Ungerechtigkeit und habe viel mehr die Wirkung, diese zu festigen als zu vernichten. Die Astronomie sei entstanden aus dem Aberglauben, die Beredsamkeit aus Ehrgeiz, Haß, Schmeichelei und Lüge, die Geometrie aus Habsucht, die Physik aus eitler Neugierde. Auch die Wirkungen der Wissenschaft seien verderblich. Sie entzieht die Zeit Besserem und Edlerem, sie erweckt das Verlangen nach Ruhm, sie vernichtet oder schwächt wenigstens die Lust an kriegerischen Taten. Zum Schluß rühmt er einige große Männer, wie Bacon, Descartes, Newton, und spricht mit leichter Ironie davon, daß die schlimmen Wirkungen der Wissenschaft durch die Akademien einigermaßen aufgehalten würden.

Die Schrift, obwohl sie den Erwartungen der Akademie in keiner Weise entsprach, wurde mit dem Preise gekrönt. Rousseau antwortete auf die Zuschrift der Preiserteilerin mit folgenden Worten: „Sie ehren mich mit einem Preise, um den ich mich beworben habe, ohne darauf Anspruch zu erheben, und der mir um so teurer ist, je weniger ich ihn erwartete. Da ich mehr an Ihre Achtung als an Ihre Belohnung dachte, so wagte ich vor Ihnen die Meinung zu verteidigen, die Ihren Interessen widerspricht, weil ich sie für wahr halte, und doch haben Sie mein Werk gekrönt. Was Sie für meinen Ruhm getan haben, vermehrt den Ihrigen, andere Urteile werden Ihren Geist ehren; dieser ziert Ihre Redlichkeit.“

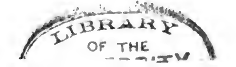
Die Schrift erregte das allergrößte Aufsehen. Diderot bezeugte, daß sie alles mit sich fortreiße und es kein zweites Beispiel eines solchen Erfolges gäbe. Sie rief, wie ein anderer Zeitgenosse erklärt, eine „förmliche Revolution“ hervor, man sprach, wie ein Dritter bemerkt, von ihr „wie von einem wunderbaren Phänomen, das plötzlich am Literaturhimmel aufgegangen sei“.

Digitized by Google

Gewiß wird kein Verständiger in Abrede stellen, daß der erste Teil unbewiesene Tatsachen ins Feld führt und daß der zweite an sich einseitig und teilweise parador ist. Aber ebensowenig kann man leugnen, daß diese Ausführungen voll Geist und Originalität sind, und daß es sich hier nicht nur um ein geistreiches Spiel, sondern um den hohen Mut handelt, der Kulturwelt den Fehdehandschuh entgegen zu schleudern und, gegenüber dem übertriebenen Kultus der Bildung, für Einfachheit und Natürlichkeit zu plaidieren. Den richtigsten Standpunkt nahm Lessing ein, der im April 1751 in der Zeitschrift „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" einen Auszug aus Rousseaus Schrift mit den Worten schloß: „Ich weiß nicht, was man für eine heilige Ehrfurcht vor einem Manne empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebildeten Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit geht".

Schon bei diesem ersten größeren Werke Rousseaus fehlte es nicht an dem Vorwurfe des Plagiats, der sich bei allen späteren Arbeiten wiederholte. Doch ist ein solcher Vorwurf nicht zu erweisen. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß, so eigenartig die Ausführungen unseres Schriftstellers sind, er doch Quellen benutzt hat. Darf man ihn auch nicht zu einem eifrigen Leser stempeln, der seltene Werke aufstöberte, so wird man eine Benutzung Montaignes, der übrigens gelegentlich in den Anmerkungen genannt wird, annehmen dürfen. Besonders die Ausführungen, daß es eitel sei, Forschungen zu treiben, daß das Suchen nach der Wahrheit fast aussichtslos sei, daß Reichtum und Luxus die Völker verderben, sind Montaigneschen Ursprungs.

Der zweite Discours verdankt gleichfalls einer Preisaufgabe der Akademie von Dijon (1754) seine Entstehung, wurde indessen nicht mit dem Preise gekrönt. Die Preisaufgabe hatte gelautet: „Woher stammt der Ursprung über die Ungleichheit unter den Menschen; ist sie durch das natürliche Gesetz berechtigt?" Rousseau antwortete mit der Schrift: Abhandlung über Ursprung und Grund der Ungleichheit unter den Menschen. Man braucht nicht anzunehmen, daß die gelehrte Körperschaft durch den Schriftsteller auf diese Aufgabe hingewiesen wurde; denn die Frage, um die es sich handelt, war in Frankreich schon vielfach erörtert worden; ein auch von unserem Autor geschätzter Schriftsteller Vauvenargues hatte sie 1745 behandelt und sie so zu lösen versucht, daß er die Ungleichheit als etwas an sich


LIBRARY OF THE
Digitized by Google

Berechtigtes hingestellt hatte, die gemildert werden könnte durch Gerechtigkeit und Wohltätigkeit.

Die Schrift Rousseaus zerfällt in zwei Teile. In dem ersten wird die ursprüngliche Gleichheit geschildert. Der Naturmensch ist dem Tiere nicht ungleich; „wenn die Natur uns bestimmt hat, gesund zu sein, so wage ich fast zu behaupten, daß der Zustand der Reflexion wider die Natur, daß ein Mensch, welcher denkt, ein entartetes Wesen ist". Die Lebenstätigkeit des Naturmenschen erschöpfe sich in Essen, Trinken, Schlafen. Die Überlegenheit des Menschen über das Tier, dem er an Kraft und Behendigkeit nachstehe, zeige sich in einer höheren und besseren Organisation. Der Mensch in seinem ursprünglichen Zustande sei frei von Lastern, es fehle ihm die Eigenliebe, aber es eigne ihm das Mitleid, das die Quelle aller menschlichen Tugenden sei. Die Entwickelung aus dem Naturzustande geschehe allmählich, freilich nicht ohne Sprünge, erstens durch Erfindung und Bildung der Sprache, zweitens durch Entstehung des häuslichen Zusammenlebens, wodurch sich die Herausbildung der Begriffe für Geschlechter, Familienleben, Eigentum ergebe. Erst nach dem Eintritt dieser Begriffe sei der Krieg aller gegen alle entstanden, der mit dem Naturzustande nicht notwendig verbunden sei. Erst als die Menschen zum Ackerbau sich wendeten und die Bearbeitung der Metalle vornahmen, sei das Elend in die Welt gekommen. Eine Folge dieser Tätigkeit seien die Leidenschaften, die man für Tugenden ausgebe. Zu ihnen gehöre Liebe, die die Menschen zu Torheiten und Verbrechen hinreiße.

Diesem Lichtbilde der ursprünglichen Gleichheit und der allmählichen Verderbtheit steht im zweiten Teile eine Darlegung von der Entstehung des Staates und eine Schilderung des Wesens vom Staate gegenüber. Die Vorbedingung zum staatlichen Leben war die Vernichtung des Naturzustandes, die Feststellung des Eigentums; die Menschen hätten den ersten, der sich ein Stück Land anmaßte und andere zur Anerkennung seines Anspruchs zwang, als Verderber vernichten müssen. Durch das Zusammenleben der Menschen wurde die Stiftung des Staatsvertrages notwendig, denn der Ursprung des Staates sei nicht die Gewaltherrschaft eines einzelnen, sondern „ein wirklicher Vertrag zwischen dem Volke und den Führern, die es sich wählt". Ein solcher Staatsvertrag habe die übelsten Folgen. Durch die Schaffung des Eigentums entständen stete Kämpfe; die Ein-

Digitized by Google

setzung der Beamten habe willkürliche Handlungen zur Folge; die verschiedenen Völker könnten nicht in Frieden leben; Kriege seien die unausbleibliche Folge der Bildung des Staates.

Die Paradoxien dieser Schrift sind noch weit größer als die der ersten: einseitige Betrachtung der Vergangenheit und willkürliche Auffassung der eigenen Zeit. Im Gedankengang ist sie mit der ersten verwandt: in dem Gegensatz gegen die Anschauung, daß Bildung und Kultur wirklich einen Fortschritt bedeuten.

Die Schrift erschien im Druck 1755 und zwar bei Michel Rey in Amsterdam, einem tätigen, verständigen, natürlich auch auf seinen Vorteil bedachten Mann, der sich indessen für seinen Autor und dessen Geliebte sehr sorglich erwies, wenn auch Rousseau, dessen Briefe an den Verleger sehr reich an wichtigen Aufschlüssen sind, ihn später mit vielen Vorwürfen bedachte.

Dem Drucke stellte Rousseau eine Widmung an seine Vaterstadt Genf voran. Er begründete diese, weil er in Genf die Gleichheit verkörpert sah, deren Verkünder er war. Er verehrte ferner in dieser Gemeinschaft den Kleinstaat, der ihm allein geeignet schien, sein politisches Ideal zu verwirklichen; er sah ferner hier das Verhältnis der souveränen Staatsgewalt zum Volke in idealer Weise durchgeführt; er ehrte den Staat, da er, wie sein Idealgemeinwesen, fast in die Urzeit hinabreichte; er erblickte in ihm die glückliche Ohnmacht verwirklicht, die den Gedanken an Eroberung nicht aufkommen ließ.

Die Schrift machte weit geringeres Aufsehen als die erste Abhandlung. Der Autor selbst sagte von ihr: „Sie fand nur wenige Leser, die sie verstanden, und diese wenigen hielten es für angemessen, zu schweigen“. Melchior Grimm rühmte Klarheit und Beredsamkeit, tadelte aber die nicht immer exakte Logik. Palissot verspottete ihn in seinem Lustspiel „Die Philosophen“ (vergl. unten S. 72). Als entschiedener Gegner zeigte sich Voltaire. Er hatte gegen den jüngeren Autor schon deshalb ein tiefgewurzeltes Mißtrauen, weil er durch dessen Namen an seinen alten Feind J. B. Rousseau, mit dem der unserige durchaus nichts zu tun hat, erinnert wurde; alle Bemühungen des jüngeren Autors, den älteren zu beruhigen und zu seinen Gunsten zu stimmen, blieben erfolglos. Auf die Zusendung unseres Discours antwortete

Digitized by Google

Voltaire mit den boshaften Worten: „Man hat noch nie so viel Geist angewendet, uns zu Tieren zu machen; man bekommt ordentlich Lust, auf vier Füßen zu gehen, wenn man Ihr Werk liest. Da ich aber diese Gewohnheit seit sechzig Jahren aufgegeben habe, so fühle ich zu meinem Unglück, daß es mir unmöglich ist, sie wieder aufzunehmen, und überlasse diese natürliche Gehmethode Solchen, die ihrer würdiger sind, als Sie und ich." Auch über unsere Schrift wird man einem verständigen Urteile Lessings zustimmen: „Rousseau ist überall der kühne Weltweise, der keine Vorurteile, wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, ansieht, sondern geraden Weges auf die Wahrheit zugeht, ohne sich um die Scheinwahrheit, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern; sein Herz hat dabei an allen seinen spekulativischen Betrachtungen Anteil genommen und er spricht folglich aus einem ganz anderen Tone, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben".

---

4. Therese Levasseur.

Bald nachdem Rousseau nach Paris gekommen war, lernte er in dem Wirtshause, in dem er speiste, ein Mädchen Therese Levasseur kennen. Sie wurde seine Lebensgefährtin. Sie war aus anständiger Familie, aber die Eltern hatten in der Provinz ihr Geld verloren, lebten in kleinen Verhältnissen in Paris und ließen sich von der Tochter ernähren. Rousseau nahm sich des Mädchens an, das von den Tischgenossen geneckt und unfein behandelt wurde, und rief dadurch ihre Dankbarkeit und Hingebung hervor. „Sie glaubte," so erzählt er im siebenten Buche der Bekenntnisse, „in mir einen redlichen Mann zu erkennen; sie täuschte sich nicht. Ich glaubte in ihr ein gefühlvolles, einfaches, ungeziertes Mädchen zu erkennen, auch ich täuschte mich nicht. Ich erklärte ihr von vornherein, daß ich sie nie verlassen, daß ich sie aber nie heiraten würde. Liebe, Achtung, unbefangene Offenheit vermittelten meinen Sieg, und weil ihr

Digitized by Google

Herz liebevoll und offen war, hatte ich Glück, ohne unternehmend zu sein." Therese war ungebildet. Der Gefährte gab daher bald auf, ihren Geist zu pflegen, da er dies als verlorene Mühe ansah. Sie war eine gute Haushälterin, bescheiden und anspruchslos, und selbst dem flatterhaften und treulosen Freund treu und ergeben.

Freilich an Anklagen hat es nicht gefehlt. Von der des Denunzierens muß noch die Rede sein (S. 80); andere Vorwürfe, die man gegen sie erhoben, betreffen kleine Schwindeleien, die sie gegen den kargen Gatten geübt haben soll, erstrecken sich aber auch bis zu der Anklage, sie habe ihm Handschriften gestohlen und habe sich auch anderen Männern gegenüber nicht sonderlich zurückhaltend erwiesen. Alle diese Vorwürfe sind jedoch zu wenig begründet, um ernsthaft besprochen zu werden. Schwerer wiegend jedoch, aber zugleich eine gewisse Entschuldigung in sich tragend, ist der Vorwurf, daß sie das Elend, in dem sie ihre Tage zubringen mußte, unwillig ertrug, daß sie, statt ihren Gefährten zu ermutigen und zu trösten, ihn noch mehr gegen das widrige Schicksal und gegen die Menschen verbittert, ja gegen einzelne Wohltäter geradezu aufgehetzt habe.

Bis zu seinem Ende hat Rousseau mit Therese zusammengelebt; nie kam ihm der Gedanke, sie zu verlassen, aber auch niemals der, den Bund durch einen Priester heiligen zu lassen. Es muß den geschworenen Moralisten überlassen bleiben, sich über diese wilde Ehe zu entsetzen; wir haben nur die Frage zu erörtern, wie dies Zusammenleben sich gestaltete und wie der Gemütszustand des Mannes in diesen Lebenswirren war. Die Entscheidung darüber jedoch ist deswegen so schwer, weil der Autor uns die widersprechendsten Berichte hinterlassen hat. Die Schilderung seines Zusammenlebens mit ihr beginnt er mit den Worten: „Den Tag, der mich mit meiner Therese vereinigte, habe ich immer als denjenigen betrachtet, der mein moralisches Leben festigte". Aber er schließt den Absatz mit folgender Ausführung: „Ich muß dem Leser gestehen, daß ich vom ersten Augenblick, da ich sie sah, bis jetzt nie den kleinsten Funken von Liebe für sie gespürt, nicht den Wunsch gehabt habe, sie zu besitzen, daß ich nur sinnliche Reize bei ihr befriedigt habe, ohne für sie selbst Empfindungen zu hegen". Und eine solche Gesinnung wird auch durch eine den späteren Jahren angehörende Bemerkung bestärkt: „Auch in der innigsten

Gemeinschaft fühlte ich doch, daß ich ihr nicht mehr ganz angehörte, und der bloße Gedanke, daß sie nicht alles für mich sei, bewirkte, daß sie mir fast gar nichts mehr war". Demgegenüber tritt dann die recht frivole Äußerung, die er einem Freunde gegenüber brauchte, als dieser nach den Gründen der langen Verbindung fragte: „In sittlicher Hinsicht ist sie mir freilich nicht notwendig, aber sie macht mir gute Brühen und sorgt für mich, wenn ich krank bin".

Verbindet man nun mit allen diesen Aussprüchen die begeisterten Schilderungen des innigen Zusammenlebens, des häuslichen Glückes und die gleich zu erwähnende merkwürdige Szene, so scheint es fast, als ob man zu einem wirklichen Urteile gar nicht gelangen könne. Dennoch dürfte die folgende Darlegung die richtige Entscheidung treffen: das Bündnis wurde begonnen durch Rousseaus starke Sinnlichkeit, gefestigt durch Gewohnheit, Bequemlichkeit, häufig jedoch regte sich das bessere Selbst des Schriftstellers gegen diesen steten Zwang, gegen den erdrückenden und erniedrigenden Umgang mit einem bildungsunfähigen, wenn auch gutmütigen und treuen Wesen; solche rebellischen Instinkte aber wurden immer und immer wieder zurückgewiesen durch den Hang zur Fortdauer einmal bestehender Verhältnisse, durch die Dankbarkeit für jahrelang gewährte Genüsse und durch das Pflichtgefühl, das eine Verstoßung der Altern den nicht gestattete.

Die Art, wie Rousseau seine Therese betrachtete, prägt sich am besten in den zwei Testamenten aus, die aus verschiedenen Epochen stammen. In dem einen (1758) schrieb er ihr, die er als seine Magd bezeichnete, seine Möbel zu und bestimmte ihr eine Summe von 1950 Livres, die er ihr als Lohn während einer dreizehnjährigen Dienstzeit schulde. In einem zweiten, erst kürzlich veröffentlichten, das Ende 1763 aufgesetzt wurde, ernannte er Therese, die er nun seine Haushälterin nannte, zu seiner Universalerbin, bestimmte ihr das Eigentum an seinen Büchern, Papieren, sowie den Ertrag seiner Schriften, „sehr traurig darüber, ihr nicht in vorteilhafterer und würdigerer Weise ihren Eifer, ihre Sorge, ihre Dienste und ihre Anhänglichkeit bezahlen zu können, die sie mir zwanzig Jahre hindurch gewährt hat".

Dieses Pflichtgefühl gegen Therese bekundet sich nun höchst merkwürdig in der folgenden Szene, wird dagegen gänzlich ver-

Digitized by Google

mißt in der Art und Weise, in der Rousseau gegen die Kinder handelte, die dem Verhältnis zu Therese entsprungen waren. Die Szene ist die folgende: Rousseau befand sich auf einer seiner Irrfahrten in der kleinen Stadt Bourgouin, wo er mit einem Herrn Champagneux bekannt und befreundet war. Ein Bericht des letzteren bestätigt und ergänzt in sehr schöner Weise eine bisher nur von unserem Schriftsteller angedeutete und von manchen stark angezweifelte Erzählung. Der Schriftsteller fühlte das Verlangen, seine Verbindung mit Therese, die damals, wie Rousseau selbst unter dem Namen Renou reiste, zu legitimieren und wählte den genannten und einen von dessen Verwandten zum Zeugen dieser eigenartigen Gültigkeitserklärung. Champagneux' Bericht lautet: „Er fragte Fräulein Renou, ob sie seine Gefühle teilte und hielt auf ein von ihr mit überwallender Zärtlichkeit ausgesprochenes Ja, indem er beständig ihre Hand in die seinige preßte, eine Rede, in der er ein rührendes Bild von den ehelichen Pflichten entwarf, einige Vorgänge seines Lebens ausführlich schilderte und eine solche Feinheit allem was er sprach, zu geben wußte, daß Fräulein Renou, mein Vetter und ich Ströme von Tränen vergossen, die von tausend durch seine warme Beredsamkeit erregten Gefühlen erzwungen wurden. Dann verstieg er sich immer höher, so hoch, daß wir ihm nicht zu folgen vermochten, stieg darauf allmählich zu einfacher Redeweise herab, nahm uns zu Zeugen für seine Schwüre, Fräulein Renou zu heiraten, und bat uns, solche niemals zu vergessen. Nachher empfing er die Schwüre seiner Geliebten; sie umarmten sich zärtlich. Eine tiefe Stille folgte dieser beweglichen Szene, und ich gestehe, daß mein Herz niemals so lebhaft und so erquicklich gerührt war, wie durch Rousseaus Rede." — Es mag gar Manche geben, die diese ganze Szene für eine bloße Komödie halten; doch muß es gestattet sein, besonders wenn man bedenkt, daß Rousseau der alternden, unschön und bisweilen unangenehm gewordenen Freundin noch fast ein Jahrzehnt Treue und Anhänglichkeit bewahrte, in diesem Akte eine gewisse Feierlichkeit, eine freilich seltsame Art zu erblicken, in der dieser den üblichen Zeremonien entfremdete Mann das Gedenken an seine silberne Hochzeit, den fünfundzwanzig Jahre dauernden Bund mit seiner Gefährtin beging.

Diesem rührenden Ereignis steht freilich ein empörendes gegenüber, das noch schlimmer zu beurteilen ist, da es sich mehr-

Digitized by Google

fach wiederholte. Die Verbindung Rousseaus mit Therese war von Folgen begleitet. Rousseau aber wollte keine Kinder im Hause haben, wurde in seiner Abneigung von seiner Schwiegermutter unterstützt, und verstand es, den Widerstand Thereseus zu besiegen. Das Kind wurde ins Findelhaus gebracht „mit einem Wahrzeichen, das ich doppelt auf zwei Karten ausgefertigt hatte, von denen eine dem Kinde in die Windeln getan wurde" ... „im folgenden Jahre derselbe Mißstand und dieselbe Abhilfe, nur mit Ausnahme des Wahrzeichens, woran nicht gedacht wurde. Nicht mehr Besinnen meinerseits, nicht mehr Zustimmung von seiten der Mutter, sie gehorchte mit Seufzen." Einige Jahre später trat derselbe Vorgang ein. „Zu aufrichtig gegen mich selbst, zu stolz in meinem Innern, um meine Grundsätze durch meine Handlungen Lügen strafen zu wollen, fing ich an, die Bestimmung meiner Kinder und mein Verhältnis zu ihrer Mutter sowohl an den Gesetzen der Natur, der Gerechtigkeit und der Vernunft zu messen, als an denen jener reinen, heiligen und gleich ihrem Stifter ewigen Religion, die die Menschen besudelt haben unter dem Vorgeben, sie zu reinigen." Er betrachtete sich zwar durchaus als gebunden, aber „in Ansehung meiner Kinder glaubte ich als Bürger und als Vater zu handeln, indem ich sie, die ich nicht selbst aufziehen konnte, der öffentlichen Erziehung übergab und sie lieber zu Handwerkern und Bauern, als zu Abenteurern und Glücksrittern bestimmte ... Alles erwogen, wählte ich für meine Kinder das Beste, oder was ich für das Beste hielt. Ich hätte nur gewünscht, und wünsche mir noch heut, daß ich wie sie ernährt und erzogen worden wäre."

Noch zweimal spielte sich dieser Vorgang ab. Von den Kindern erhielt das seltsame Paar keinerlei Kunde und fragte auch nicht nach ihnen. Am Ende seines Lebens, in seinen „Träumereien" schrieb der greise Dichter: „Gewiß ist, daß die Befürchtung, meinen Kindern auf jedem anderen Wege ein tausendmal schlimmeres und fast unvermeidliches Schicksal zuzuziehen, am meisten mich dazu bestimmt hat ... außer stande, sie selbst zu erziehen, hätte ich sie in meiner Lage ihrer Mutter überlassen müssen, die sie verzogen hätte, und ihrer Familie, die Ungeheuer aus ihnen gemacht hätte. Ich schaudere noch, wenn ich daran denke."

Diese nüchternen Erwägungen jedoch hielten nicht an, ja

Digitized by Google

auch in ihnen spürt man, daß sich der grausame Vater nur betäuben will. An derselben Stelle, an der er zuerst von seinem Auskunftsmittel redet, braucht er die Worte „mehr als einmal hat meine herzliche Reue mir seitdem gezeigt, daß ich mich getäuscht habe". Und im neunten Buche seiner Bekenntnisse schrieb er: „Seit langer Zeit bemerkte ich eine Erkaltung der Gefühle Theresens. Ich spürte, daß sie nicht mehr so war, wie in unseren schönen Jahren, während ich ihr gegenüber mir immer gleich geblieben war. Ich geriet noch einmal in dieselbe schlimme Lage, deren Wirkung ich bei Mama (Frau von Warens) empfunden hatte, und die Wirkung war die nämliche. Man darf nicht Vollkommenheiten erwarten, die jenseits der Natur liegen; es würde mit jeder Frau ohne Ausnahme dieselbe Sache sein. Der Plan, den ich hinsichtlich meiner Kinder befolgt hatte, wie wohlerwogen er mir vorgekommen war, hatte mir nicht allzeit Ruhe des Herzens gewährt. Als ich den Gegenstand meiner Schrift über die Erziehung überdachte, fühlte ich, daß ich Pflichten verabsäumt hatte, und daß mich nichts von dieser Pflichtwidrigkeit lossprechen konnte. Die Vorwürfe meines Gewissens wurden endlich so mächtig, daß sie mir eine Äußerung am Anfange des Emile abpreßten, die fast ein öffentliches Geständnis meines Fehltritts ist, und die Beziehung ist in der Tat so unverkennbar, daß es nach einer solchen Stelle zu verwundern ist, wie man noch den Mut haben konnte, mir diesen Fehltritt vorzuwerfen." Die eben angedeutete Stelle lautet so: „Weder Armut noch Geschäfte noch auch menschliche Rücksichten können den Vater je von der Pflicht entbinden, seine Kinder selbst zu ernähren und zu erziehen. Leser, du kannst es mir glauben: ich sage es jedem vorher, der, obgleich er ein Herz hat, diese Pflichten verachtet, lange wird er seinen Fehltritt bereuen und niemals getröstet werden." Auch diese Selbstanklagen hat man zurückweisen wollen, die einen haben behauptet, Rousseau, der unfähig gewesen, Kinder zu zeugen, hätte die ganze Sache erfunden, um die Schande der Impotenz von sich abzuwehren; die anderen meinen, Therese habe fünfmal eine Schwangerschaft fingiert, um dadurch ihren Geliebten zu zwingen, sie zu behalten; die dritten: Therese habe in der Tat fünf Kinder in die Welt gesetzt, aber sie seien von einem anderen, nicht von Rousseau, empfangen und dieser habe sie entfernt, eben weil er an seiner Vaterschaft zweifeln mußte. Indessen alle diese

Digitized by Google

Behauptungen leiden so sehr an innerer Unwahrscheinlichkeit, daß sie ohne weiteres zurückgewiesen werden müssen.

Dem wirklich Reuigen wird Verzeihung verheißen; und doch kann alle Reue das unmenschliche Verfahren nicht vergessen machen, in dem Rousseau gegen die Kinder verfuhr, die er gezeugt hatte. In diesem Falle hatte die ungebildete und bisweilen rohe Gattin ein menschlicheres Gefühl als der Mann, der der Kultur den Fehdehandschuh hingeworfen hatte und sich getraute, die Menschheit zu erziehen.

Die Verbindung Rousseaus mit Therese dauerte sein ganzes Leben hindurch. Er sorgte für sie auf jede Weise. Er vermochte seinen Verleger dazu, ihr alljährlich eine bestimmte Summe zu gewähren, er vertraute die Sorge für sie mündlich und schriftlich seinen Freunden an und war eifrig darum bemüht, daß namentlich seine Freundinnen durch kleine Aufmerksamkeiten die Gunst Theresens gewännen und ihre Anwandlungen zur Eifersucht unterdrückten.

Im allgemeinen scheint Therese die leidenschaftlichen Aufwallungen, die Rousseau gelegentlich erfüllten, mit Indolenz und mit der sicheren Ruhe der Besitzenden angesehen zu haben. Sie war nie seine Göttin gewesen, blieb aber seine ergebene Gefährtin und ertrug mit Ruhe und Würde die Launen des schwer zu behandelnden Mannes. Ob sie nach seinem Tode sich des Mannes immer würdig gezeigt, dessen Namen sie zwar nicht trug, aber dem sie mehr als ein Menschenalter angehört hatte, wird von manchen bestritten; auch ihre Einwirkung auf ihren Gefährten wird gelegentlich als unheilvoll dargestellt: sie habe ihn häufig genug betrogen, ihn gegen die Menschen aufgehetzt und seine Verbitterung durch ihre Einflüsterungen noch stärker gemacht.

Um ihren Ruf tobte noch einmal ein Kampf. Zehn Jahre nach Rousseaus Tode schrieb Frau von Stael in dem „Briefe über die Werke und den Charakter Rousseaus“ die Worte nieder: „Die unwürdige Frau, die ihr Leben mit ihm zubrachte, kannte ihn gut genug, um ihn unglücklich zu machen“, sie gab ihr Schuld an dem angeblichen Selbstmorde des Schriftstellers, und warf ihr manche Unsittlichkeiten vor.

In demselben Jahre (1789) schrieb Barruel ein Leben Rousseaus und zeigte sich darin sehr erbittert darüber, daß du Peyron die Werke des berühmten Schriftstellers zum Vorteil

seiner Witwe herausgebe, denn ein derartiges Wesen dürfe man nicht unterstützen.

Gegen solche Angriffe schrieb Frau von Charrière, eine geistreiche, leidenschaftliche, lebenserfahrene Frau, die Rousseau nicht mehr gekannt hatte, aber sich mit seinem Wesen verwandt fühlte, eine „Klage und Verteidigung der Therese Lavasseur", eine Schrift, in der sie jene Vielgescholtene redend einführt: „Ich, die ich nicht einmal die Beleidigungen lesen kann, mit denen man mich überhäuft, und die ich die Verteidigung weder lesen noch unterzeichnen könnte, die ich heute einer meiner Freundinnen, einer ebenso guten und einfachen Frau, wie ich selbst, diktiere" . . . . „Mit ihren groben Worten und hochtönenden Phrasen üben diese Herren solche Wirkung auf die armen Leser aus, daß man mich eines Tages aus christlicher Liebe totschlagen könnte." . . . . „Man läßt mir gegenüber nicht nur Güte und Gerechtigkeit, sondern gesunden Menschenverstand vermissen, das einzige, was ich besaß und vermöge dessen ich Rousseau nahe blieb."

Solche Verteidigungen der armen Frau taten gewiß in kleinen literarischen Kreisen ihre Wirkung, aber auch die Nation wurde veranlaßt, für die Hinterbliebene des großen Mannes etwas zu tun. Am 21. Dezember 1790 erwirkte Barrère mit Hinblick auf den Beschluß der Nationalversammlung, die Witwen solcher Männer, die dem Vaterlande Dienste geleistet hätten, zu belohnen, daß auch die Witwe Rousseaus, die bisher nur unzuverlässige Wohltaten, kleine Gnadengelder von den Verschiedensten besäße, bedacht würde. Er erhärtete durch Zeugnisse, daß sie den berühmten Namen Rousseau nicht in den Armen eines zweiten Mannes geschändet hätte, wies darauf hin, daß sie arm und tugendhaft sei und trotz ihrer Armut Wohltätigkeit übe. So wurde auf seinen Antrag beschlossen: „Maria Theresia Levasseur, die Witwe von Jean Jacques Rousseau, soll auf Kosten des Staates ernährt werden und deshalb aus dem öffentlichen Schatze eine Summe von 1200 Livres erhalten". Noch elf Jahre genoß Therese diese Gabe der Nation. Am 21. Juli 1801, dreiundzwanzig Jahre nach dem Tode Rousseaus, ist sie gestorben.

Digitized by Google

5. Theater und Musik.

Als Rousseau sich mit seiner Therese vereinte, ja im ganzen ersten Jahrzehnt ihres Zusammenlebens, war er weder ein Berühmter noch ein Begüterter. Ob er überhaupt von dem elterlichen Vermögen etwas nach Paris mitbrachte, ist zweifelhaft. Ersparnisse aus verschiedenen Stellungen, die er innehatte, z. B. einer, die ihn fast anderthalb Jahre aus Paris entfernte und in Venedig festhielt, reichten nicht aus, um einen, wenn auch einfachen, so doch aus mehreren Köpfen bestehenden Haushalt zu bestreiten. Pensionen wurden nur berühmten Leuten zuteil, oder solchen, die besser zu schmeicheln verstanden als er. Zum Artikelschreiber hielt er sich für zu gut, er war auch bei seiner geistigen Eigenart, seiner Langsamkeit im Arbeiten, zu solch rascher und flüssiger Produktion wenig befähigt. Daher griff er zu einer Tätigkeit, die wenig einbrachte, dagegen viel Zeit kostete, und die sich nur aus einer eigentümlichen Liebhaberei, aus seinem brennenden Verlangen nach absoluter geistiger Selbständigkeit, aus dem ihn schon damals beherrschenden Grundsatze, geistige Anstrengungen mit einer gewissen handwerksmäßigen Arbeit zu vereinen, erklären läßt: der eines Notenschreibers. Sie wurde ihm verhältnismäßig gut bezahlt; manche Leute machten sich ein Vergnügen daraus, den absonderlichen Menschen, der mit dem Nimbus eines geistreichen Mannes bekleidet war, von dem man schon zu reden anfing, aufzusuchen; er war zu solchem Geschäfte besonders befähigt, teils durch seine schöne Schrift, teils durch seine peinliche Genauigkeit und seine gründliche Kenntnis der Musik.

Der Musik und dem Theater widmete er viele Jahre seines Lebens. Deshalb müssen seine Anstrengungen auf diesem Gebiete auch hier im Zusammenhange gewürdigt werden. Bei einer solchen Betrachtung kann die Zeitfolge der einzelnen Leistungen nicht gewahrt werden; im Nachfolgenden handelt es sich vielmehr darum, zuerst von seiner Polemik gegen das Theater, besser gegen das in Genf zu errichtende, dann von seinen musikalischen Schriften, und im Anschluß daran von seinen Liedern, endlich von seinen Theaterstücken zu reden.

Zuerst seine Schrift vom Theater.

Der Kampf gegen das Theater ist in den modernen europäischen Staaten fast so alt wie das Theater selbst. Frei-

Digitized by Google

lich so lange das Drama ausschließlich ein geistliches war, also im Mittelalter, regte sich kein Widerspruch. Ebenso gaben die lateinischen Schauspiele, meist biblischen Inhalts, die auf Universitäten und gelehrten Schulen unter Leitung meist geistlicher Lehrer vor einem, hauptsächlich aus Schülern bestehenden Publikum aufgeführt wurden, zu Bedenken keinen Anlaß. Ja, sie wurden nach der Empfehlung durch Luthers gewaltiges Wort in manchen Schulordnungen als überaus nützlich erklärt. Erst mit der Verweltlichung des Theaters, die sich sowohl in der Wahl ungeistlicher Stoffe als in der Bildung des Schauspielerstandes kund gab — letzteres eine Folge und Wirkung des Auftretens der englischen Schauspieler in Deutschland —, regte sich der geistliche und der ästhetische Widerstand.

Ernste Männer, besonders geistlichen Standes, glaubten, sich auf die Autorität Platos stützen zu können. Diese Angriffe lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: Das Schauspiel regt die Leidenschaft auf und entflammt die Geschlechtsliebe; es macht den Geist überspannt und gleichgültig gegen das Wirkliche. Schlimme Leidenschaften werden liebenswürdig dargestellt, verbrecherische Handlungen wohlgefällig, so daß durch die dichterische Schilderung und die schauspielerische Vorführung Sympathie mit dem Bösewicht hervorgerufen wird. Selbst religiöse und erbauliche Szenen erregen keine dauernde Zerknirschung, sondern nur augenblickliche Rührung.

In Frankreich hatte sich der Jansenismus ganz besonders lebhaft mit der Frage des Schauspiels beschäftigt. Eines der Häupter dieser Partei, Nicole, hatte 1658 in seiner „Abhandlung über die Komödie" das Schauspiel verdammt; der Prinz Conti war ihm 1666 gefolgt; an ihn hatte sich Pascal in einer berühmt gewordenen Stelle seiner „Gedanken" angeschlossen; Bossuet hat 1694 die ganze Streitfrage in seinen „Betrachtungen und Grundsätze über die Tragödie" zusammengefaßt. Nicole und Bossuet sind für das Moralisch-Theologische Rousseaus Quellen, ebenso wie Montaigne für die antike Gelehrsamkeit. Die ersteren waren es gewesen, welche die Schauspiele die hohe Schule der Begehrlichkeit genannt, welche die Schauspiele verdammt hatten, weil dadurch die Leidenschaften erregt würden und der Zuschauer sich am liebsten in die Persönlichkeit versetze, die, wenn sie auch den größten Eindruck hervorriefe, durchaus nicht immer ein Tugendspiegel sei.

Rousseaus Angriff erfolgte im Jahre 1758. Damals erschien von ihm eine Schrift (ein Buch von 264 Seiten) mit dem Titel: „Jean Jacques Rousseau, Bürger von Genf, an Herrn d'Alembert, Mitglied der französischen Akademie, sowie der gelehrten Körperschaften von Paris, London, Brüssel, Stockholm und Bologna, über seinen Artikel Genf im VII. Bande der Enzyklopädie und besonders über den Plan, ein Komödienhaus in Genf zu errichten". Amsterdam 1758.

Zum Verständnis von Rousseaus „Brief" muß ein Doppeltes erwähnt werden: seine Stellung zu Genf und sein Verhältnis zu Voltaire.

Unsere Schrift ist im steten Hinblick auf Genf geschrieben, sie behandelt immer Genf und das Theater, nicht das Theater im allgemeinen. Der Mann, der selbst dramatische Dichtungen schrieb, der für die bestehenden Theater arbeitete und dort manche Erfolge davontrug, wenn auch nicht immer die gewünschten, wäre ein so großer Narr gewesen, wie er nach der Meinung vieler wirklich war, wenn er gegen das Theater überhaupt polemisiert hätte. Er, der wenige Jahre später seinen bedeutenden Roman mit den Worten begann: „Schauspiele sind in einer großen Stadt nötig", hätte sich durch ein Verbot des Theaters überhaupt in gar zu großen Widerspruch mit sich selbst gesetzt. Nur Genf sollte von dieser Plage verschont bleiben. Genf, das war ihm die Stätte seiner unschuldigen Kindheit; Genf, die Stadt, die ihn vor einigen Jahren mit dem Bürgerrecht geehrt hatte, Genf die unbezwingliche Feste des sittenstrengen Kalvinismus, die hehre Burg der Glaubensreinheit, zu deren Tempelschändern er sich nicht gesellen mochte.

Sodann ist das Buch, das unserer Behandlung unterliegt, eine Streitschrift gegen Voltaire. Rousseau und Voltaire — ist ein trauriges Kapitel, trauriger für Voltaire als für unseren Helden. Durch die Erscheinung des letzteren sah sich Voltaire in seiner Herrscherrolle bedroht. Andere konnte er neben sich dulden, selbst wenn sie nicht immer an seinem Siegeswagen zogen, wenn sie nur die Ideen verteidigten, denen er zum Triumph verhelfen wollte; den abseits lebenden Schwärmer konnte er, der Gesellschaftsmensch, nicht ertragen. Als Mitglied der feinen, auf ihre geistige Superiorität stolzen Kreise mußte er den hassen, der sein Bildungsidol zertrümmerte. Aber auch

Digitized by Google

sonst waren beide so verschieden, wie Menschen nur sein können: Voltaire war bei aller seiner Liebenswürdigkeit ein böser Mensch, nicht nur ein schlechter Kerl; Rousseau edel und wahrhaft gut, trotz seiner Bärbeißigkeit; der arme Plebejer entgegen dem reichen Aristokraten; ernst und feierlich der eine, anmutig und geistreich der andere; hier ein Republikaner mit traumhaften Staatsvorstellungen, dort ein Freund des Despotismus, höchstens geneigt, kleine liberale Zugeständnisse zu machen; Rousseaus tiefer religiöser Sinn im Gegensatz zu Voltaires ausgesprochener Ungläubigkeit.

Aber es ist nicht nur der tiefe Gegensatz zwischen Voltaire und Rousseau, der die Schrift hervorrief, ein spezielles Moment kam hinzu. Voltaire hatte auf seinem Landgute les Délices ein Privattheater errichtet, gegen das die Genfer Behörden oft ihre Mißbilligung aussprachen; mehrere Jahre später erbaute er in Tournay einen Theatersaal, in dem auch Genfer Damen als Aufführende mitwirkten. Zwar verbot der Rat ausdrücklich die Vorstellungen, Voltaire kehrte sich indessen wenig daran und meinte, man werde trotz der Genfer Perücken Theaterstücke aufführen, und als er den Schauspieler Lekain zu sich geladen, schrieb er einem Freunde, daß der Künstler göttlich gewesen sei, und fuhr fort: „Es ist mir gelungen, den ganzen Rat von Genf zum Weinen zu bringen; ich verderbe die Jugend dieser pedantischen Stadt". Gerade zu jener Zeit weilte d'Alembert bei seinem großen Freunde als Gast, und wie man allgemein und gewiß mit Recht annimmt, schrieb er die Stelle, in der er ein Theater für Genf forderte, unter dem Diktat seines Gastgebers.

Die Schrift entspricht ihrem Titel dadurch, daß sie in einem nur kurzen Anfange das Theologische berührt, im wesentlichen aber den Theaterfragen ihre Aufmerksamkeit schenkt. Eine methodische, streng logische Darlegung darf man nicht erwarten. Rousseau stellt zwar am Anfange eine Art von Disposition auf, indem er die folgenden Fragen sich und den Lesern zur Beantwortung vorlegt: ob Schauspiele an sich gut oder böse sind, ob sie sich mit den guten Sitten vereinigen lassen, ob die republikanische Strenge sie vertragen könne, ob sie in einer kleinen Stadt geduldet werden dürfte, ob der Stand des Schauspielers ein ehrsamer, ob Schauspielerinnen so brav sein können wie andere Frauen, ob gute Gesetze allein zur Abstellung der Mißbräuche genügen, ob diese

Gesetze streng beachtet werden können? Indessen diese Fragent wenn sie auch bestimmt hervorgehoben werden, werden nicht der Reihe nach, ja manche von ihnen überhaupt nicht beantwortet.

Schon das Altertum habe die Verachtung des Schauspielerstandes verordnet, in dem grausamen Satze: wer auf offener Szene sich zeigt, ist infam. Unter den Völkern des Altertums machten die Griechen allein eine Ausnahme. Dies kam daher, 1. weil bei den Griechen die dramatische Kunst entstanden war, 2. weil als Gegenstand der dramatischen Dichtung ein großer und heiliger gewählt wurde, 3. weil der Inhalt der Dramen mit der nationalen Entwickelung zusammenhing, Beiträge zur Volksgeschichte gewährte, 4. weil in den Schauspielen nur Männer, nicht Frauen mitwirkten, und 5. weil die Schauspiele nicht für die Bildung einzelner berechnet, sondern allen zugänglich sein, dem Verständnis der Allgemeinheit angepaßt sein sollten. Mit ihrer Infamerklärung hatten die Römer Recht, denn worin bestehe die Stellung des Schauspielers? „Es ist ein Gewerbe, in dem er sich für Geld zur Schau stellt, sich der Schmach und den Beschimpfungen unterwirft, zu denen man sich durch Geld das Recht erkauft, und in dem er seine Person öffentlich zum Kauf anbietet." Der Geist, den der Schauspieler von seinem Stande empfängt, „ist eine Mischung von Niedrigkeit, Falschheit, lächerlichem Stolz, unwürdiger Herabsetzung, die ihn zur Darstellung aller Persönlichkeiten geeignet macht, außer der edelsten, der des Menschen nämlich, die er opfert".

Mit dem, was sie darstellen, nehmen sie fast naturnotwendig manches in ihr Leben hinüber. „Werden diese so schön geschmückten, im Ton der Galanterie so geübten Menschen niemals diese Kunst mißbrauchen, um junge Personen zu verführen? Werden diese schlauen Diener, so gewandt mit Zunge und Hand, da ihr Geschäft sie zu größeren Ausgaben zwingt, als es Einnahmen bringt, nicht die Bühne auf das Leben übertragen? Werden sie niemals die Börse eines verschwenderischen Sohnes oder geizigen Vaters als die eines Léandre oder eines Argan betrachten? Die Versuchung, übel zu handeln, wächst mit der Leichtigkeit, daher müßten die Schauspieler tugendhafter als andere Menschen sein, um nicht verbrecherischer zu werden."

Ganz besonders gefährlich dünken ihm die Theaterstücke wegen ihrer Darstellung der Liebe. Gewiß gibt er zu, daß manch-

Digitized by Google

mal unschuldige Gefühle zur Vorführung kommen, aber er betont, daß meist verbrecherische oder wenig nachahmenswerte geschildert werden. Denn darin, daß, wie er einmal gelegentlich ausführt, den Frauen die Oberhand über die Männer gegeben wird, erblickt er nicht die Hauptgefahr, sondern darin, daß in allen diesen Stücken die Liebe als die ausschließliche oder die einzig würdige Beschäftigung beider Geschlechter präkonisiert wird. Als schlimmste Liebeslehrmeisterin betrachtet er die Zaire von Voltaire. „Gewiß ist niemand aus der Vorstellung dieses Stückes von der Liebe geheilt fortgegangen; jeder Zuschauer sagt vielmehr am Ende zu sich: besäße ich eine Zaire, so würde ich sie wahrlich nicht töten. Und wenn die Frauen so begeisterte Anhängerinnen des Stückes sind, so geschieht es, weil in keinem mit mehr Anmut die Macht der Liebe und die Herrschaft der Schönheit gelehrt wird und weil man außerdem noch daraus lernt, man solle seine Geliebte nicht nach dem Scheine beurteilen. Wenn auch Orosman seine Geliebte aus Eifersucht tötet, so sieht eine gefühlvolle Frau dieses Übermaß von Eifersucht ohne Schrecken an, denn für sie ist ein geringeres Unglück durch die Hand des Geliebten zu Grunde zu gehen, als weniger von ihm geliebt zu werden."

Während er die Tragödien anderer Zeitgenossen, wie Crébillons, als weniger gefährlich charakterisiert, spürt er bei Molières Misanthropen den schwachen Punkt. Er ahnt, was wir wissen, daß dieses Stück eher ein Trauer- als ein Lustspiel ist, kommt aber, da er das Richtige nicht völlig versteht, zu einer falschen Auseinandersetzung. Doch beklagt er nicht mit Unrecht, daß die wirklich Guten hier unterliegen oder bestraft werden, während die Bösen oder mindestens die Philister triumphieren. Bei Voltaires „Mahomet", in dem der Kampf gegen den Fanatismus ihm lobenswert erscheint, ist ihm der Umstand widrig, daß die öffentliche Bewunderung an dem Schuldigen haftet.

Diese und ähnliche Ausführungen interessieren den modernen Leser gewiß unendlich mehr als der eigentliche Gegenstand der Schrift. Denn uns kann die Entscheidung der Frage ziemlich gleichgültig sein, ob Genf im Jahre 1758 ein Theater bekommen sollte, oder nicht. Aber nicht uninteressant bleiben die Erwägungen, die Rousseau zu einer Verneinung dieser Frage führten. Unter diesen Erwägungen steht die Kleinheit der Stadt voran. Wie Rousseau in dieser Kleinheit, in der „glück-

Digitized by Google

lichen Ohnmacht", wie er sich einmal ausdrückte, einen besonderen Vorzug seiner Vaterstadt sah, so findet er darin die Unmöglichkeit begründet, daß Genf dauernd ein Theater erhalten könnte.

Zieht man nämlich seine 24000 Einwohner — mehr zählte Genf vor anderthalb Jahrhunderten nicht — in Betracht und vergleicht sie mit Paris, so würden nur etwa 48 Besucher täglich auf das Theater kommen. Aber auch andere Momente sprechen gegen die Errichtung eines Schauspielhauses. Die Bewohner jener Stadt seien überaus tätig; gerade diese Ausnutzung ihrer Zeit würde ihnen einen Theaterbesuch unmöglich machen. Trotz des Reichtums einiger seien die meisten gewohnt, zu sparen und wenig Geld auszugeben, infolgedessen müßten die Eintrittspreise niedriger sein als die in Paris, wovon also sollte das Theater bestehen? Dazu käme, daß die Schauspieler nichts, was sie zu Kostümen und Dekorationen brauchten, in Genf finden könnten, sich also alles aus Paris verschreiben müßten, woher also sollten die dazu nötigen Gelder zu beschaffen sein? Nicht nur die ungewohnte Ausgabe würde viele vom Theaterbesuch abhalten, sondern auch die Lebensgewohnheiten. Die meisten Bewohner der Stadt seien in der guten Jahreszeit, die bei dem gesegneten Klima fast neun Monate dauere, gewöhnt, außerhalb der Stadt zu wohnen, sie würden daher schon wenig Lust empfinden, gegen Abend aus dem Freien in die Stadt zu gehen und würden gezwungen sein, da die Tore sehr früh geschlossen würden, die Nacht in der Stadt zu verbringen, also sich von ihrem Lieblingsaufenthalt trennen zu müssen. Sodann widerspreche ein Theater den alten Gewohnheiten der Bürger. Ferner müßte bei dem geringen Ertrage der Eintrittsgelder das Theater entweder durch die Reichen unterstützt werden, die nun einmal solcher Förderung abgeneigt seien, oder vom Staate unterhalten werden. Würde sich zu einer solchen Subvention überhaupt eine Geneigtheit finden, so könnten die Mittel nur durch neue Steuern aufgebracht werden, diese aber würden wiederum die Armen treffen, die schon genug belastet seien. Auch gesellschaftliche und ökonomische Erwägungen sprächen gegen die Errichtung eines Theaters. Jene bestehen darin, daß durch Schauspiele die bisher übliche Geselligkeit der Cercles vernichtet würde; die ökonomischen darin, daß das Eintrittsgeld, das, wie schon

ausgeführt, den Ärmeren weit drückender sein müsse wie den Reichen, die Theaterbesucher zu Ausgaben verleiten würde, die nicht dem allgemeinen Wohle zu gute kämen.

Die Stücke würden üble Folgen haben, weil sie unbekannte Leidenschaften wecken, die Schauspieler und besonders die Schauspielerinnen würden durch ihre Lebensweise die patriarchalischen Sitten verderben; schon sieht der Prophet voraus, daß „die Wahlen in den Logen der Schauspielerinnen stattfinden würden, und daß die Häupter eines freien Volkes zu Geschöpfen einer Schauspielerbande degradiert würden".

Indessen nicht ganz will der Genfer seine Vaterstadt der Schauspiele berauben: nur sollten diese nationale Helden zeigen oder in Soldatenaufzügen und öffentlichen Spielen bestehen.

Außer diesem Hauptinhalte enthält die Schrift außerordentlich viel Exkurse. Mehrfach ist von den Frauen die Rede; die Möglichkeit wird erwogen, sie zum Heere heranzuziehen, ihr Geist wird besprochen, wobei einmal die folgende merkwürdige Stelle vorkommt:

„Im allgemeinen lieben die Frauen keine Kunst, kennen keine und haben durchaus kein Genie. Sie können in kleinen Werken Erfolg haben, die nur eine Leichtigkeit des Geistes, des Geschmacks, der Anmut erfordern, manchmal auch etwas Überlegung und Philosophie; sie können ferner Wissen, Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit erlangen, alles, was sich durch angestrengte Arbeit erwerben läßt; aber das himmlische Feuer, welches die Seele erhitzt, das verzehrende Genie, die fortreißende Beredsamkeit, die herzerschütternde Begeisterung werden den Schriften von Frauen immer fehlen: diese sind kalt und hübsch wie die Frauen selbst, voll von Geist, aber niemals von Seele, sie können sehr verständig sein, aber niemals leidenschaftlich."

Der Verfasser dieses merkwürdigen Buches hat sich selbst einmal die Frage vorgelegt, wie man es wohl beurteilen würde, und führt folgendes aus: „Mancher Leser wird sagen, der Verfasser schwärmt für den Tanz, ich langweile mich aber, sowie ich tanzen sehe; er kann die Komödie nicht leiden, ich liebe sie aber leidenschaftlich; er hat eine Abneigung gegen die Frauen, mein ganzes Leben straft diese Behauptung Lügen; er wendet sich von den Schauspielern ab, und doch kann ich nur sagen, daß der einzige Schauspieler, den ich genauer gekannt habe, mein

Digitized by Google

wirklicher Freund war und daß sich nicht Jeder einer solchen Freundschaft rühmen kann. Über meine Stellung zu den Schriftstellern wird man sagen, die verstorbenen seien nicht nach meinem Geschmack, und gegen die lebenden sei ich pikiert. In Wahrheit bin ich von Racine entzückt, habe nie gern eine Molière-Vorstellung versäumt und wenn ich von Corneille weniger spreche, so geschieht dies nur aus Unkenntnis, weil ich seine Stücke wenig gelesen und noch weniger gesehen habe. Den Dichter des Atreus und Catilina habe ich nur einmal gesehen und dabei von ihm einen Dienst erlangt; ich achte seinen Geist und beuge mich vor seinem Alter, aber so sehr ich seine Person verehre, so darf ich seinen Stücken nur Gerechtigkeit widerfahren lassen und meine Schulden gegen den Menschen nicht bezahlen auf Kosten des öffentlichen Wohls und der Wahrheit. Denn wenn ich im Hinblick auf meine Schriften irgendwelchen Stolz empfinde, so entsteht dieser nur durch die Reinheit der in ihnen waltenden Absicht, durch die Uninteressiertheit, von der wenige meiner Vorgänger wußten und die meine Nachfolger in noch geringerer Zahl nachahmen wollen. Niemals hat eine persönliche Rücksicht mein Wunsch, anderen nützlich zu sein, befleckt, ich habe fast immer gegen meinen eigenen Vorteil geschrieben. Vitam impendere vero ist der von mir gewählte Wahlspruch, dessen ich mich würdig fühle."

Rousseaus Ansichten wurden in Deutschland, namentlich durch Sulzer, bekämpft. Die Angabe, die man auch in Devrients: „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" findet, daß Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" eine ausführliche Zurückweisung der Anschauung des von ihm sehr hochgestellten Franzosen unternommen habe, ist nicht richtig. Er wendet sich nur einmal ganz kurz gegen Rousseaus „Chikane", daß die Komödie die Tugend lächerlich mache und weist auf zwei einzelne Stellen unserer Schrift hin, auf die Ausführung über den Misanthropen und die kurze Notiz über das Schauspiel „Cénie" der Madame de Graffigny.

In Frankreich war der Widerstand nicht so lebhaft, wie man hätte erwarten können. In Genf war der Jubel groß; trotz der Voltaireschen Partei, die tatsächlich dort vorhanden war, wagte keiner als eifriger Theaterpropagandist aufzutreten. Die Pfarrer, ebenso wie die Anhänger des Althergebrachten, waren stolz auf ihren Mitbürger und erklärten ihre lebhafte

Digitized by Google

Zustimmung zu dem Inhalte und zu der Art seiner Fechtkunst. In Frankreich selbst wurde eine Zustimmung nicht laut, aber auch der Tadel hielt sich in mäßigen Grenzen. Eine Gegenschrift Sticottis ist zu unbedeutend, als daß sie ausführlich behandelt zu werden braucht. Melchior Grimm, der sich anschickte, alles, was Rousseau tat und schrieb, heftig und böswillig anzugreifen, sparte sich seine schärfsten Pfeile für später auf; er begnügte sich damit, die Schrift unlogisch und weitschweifig zu nennen und erklärte, daß man nach derselben Methode, mit der jener das Theater verdammt hätte, auch die Sonne als das gefährlichste und verderblichste unter den Gestirnen bezeichnen könnte. Vier Monate später glaubte er die Bemerkung, daß der Schauspieler seine eigene Person herausstelle, mit dem Einwande, den Rousseau selbst schon gemacht hatte, entkräften zu können, der Prediger tue desgleichen, und meinte dem Angriffe auf die Frauen wirksam zu entgegnen dadurch, daß er sagte, wenn jeder Mann nur eine Frau als hervorragend bezeichnen könnte, so sei die Sache der Frauen gewonnen. Ein zweiter unter den hervorragenden Schriftstellern jener Zeit, Marmontel, der als Theatermann nicht eben übermäßige Erfolge davongetragen, verbrauchte alle Kampfmittel einer herzlich öden Rhetorik und einer pedantischen Gelehrsamkeit. Der, den die Sache am meisten anging, d'Alembert, der als Angeredeter den stärksten Anlaß gehabt hätte, die Schwächen des Gegners aufzudecken, nahm die Sache ziemlich leicht, verscherzte aber die Sympathien derer, die wohl seiner Ansicht gehuldigt hätten, dadurch, daß er seinem Gegner die gewiß abscheuliche, aber in diesem Zusammenhange nicht hervorzuhebende Handlungsweise vorwarf, seine Kinder ins Findelhaus gebracht zu haben. Denn anderes kann doch der Hinweis auf die Stellung der Eltern zu den Kindern nicht besagen, besonders der Anruf an die Philosophen, „die die Süßigkeit oder den Kummer empfinden, Väter zu sein". Voltaire aber, der am besten merkte, auf wen die Pfeile gerichtet waren, verhielt sich stumm. Zwar berichtet eine geistreiche Frau, die damals bei ihm zu Gaste war, daß er von Zorn entbrannt gewesen, aber er begnügte sich, in seinen vertrauten Briefen über den Narren zu spotten, sein literarisches Auftreten als einen Ausfluß des Neides zu bezeichnen, er trat aber weder, wie es sonst seine Art war, unter fremdem Namen auf, noch stachelte er einen Genossen zur Ent-

Digitized by Google

gegnung an. Er verlachte die Genfer, die solcher Bundesgenossenschaft sich freuten, um sein altes Lied zu wiederholen, daß trotz der Genfer Perücken weiter Theater gespielt werden würde.

Sollen wir selbst versuchen, den geistreichen Sonderling zu widerlegen? Vieles, was er gegen die Sittenlosigkeit der Schauspieler sagt, ist für jene Zeit gewiß wahr, und ebensowenig läßt sich bestreiten, daß durch gar manche von den aufgeführten Schauspielen jener Zeit Leidenschaften und Laster entfesselt oder gestärkt, daß unreife Gemüter durch Vorführung von Schlechtigkeit oder Verbrechen verderbt wurden. Manches, was er über einzelne Dramen und gewisse Dichter sagt, ist verständig, ja geistreich. Aber er bleibt in dieser Schrift, wie auch sonst, einseitig und paradox. Wie er bei seiner Verherrlichung der Natur die Segnungen der Kultur absichtlich übergeht und in seinem Kampfe für Privaterziehung vor jedem Vorteile der öffentlichen Erziehung sein Auge verschließt, so bleibt er in seiner Betrachtung des Dramas ein Einsiedler und Halbblinder. Gewiß war ihm die Schönheit der Antike nicht aufgegangen und die Welt Shakespeares blieb ihm verschlossen, wenn er auch einmal ein Lied der Desdemona dichtete. Ihm war es nicht gegeben, am herzerfrischenden, die Seele befreienden Humor sich zu laben, der die echte Komödie belebt, er erzitterte nicht in Furcht und Schrecken, spürte nicht erhabenen Schauer und fühlte nicht das innig tiefe Mitleid, das die Tragödie erregt, er sah nicht — und das war weniger seine Schuld, als die der zeitgenössischen Dramatiker — in dem Drama der Natur getreues Bild und erkannte nicht in der Schauspielkunst die zwar grausame, aber gerechte und segensreiche Lehrerin der Wahrheit.

So verfehlt auch sein Buch in vielem war, man muß daran festhalten, daß er kein Heuchler war und kein Dichtungsfeind. Nicht auf Bestellung oder um anderen gefällig zu sein, nicht zur Verteidigung von Ansichten, die nicht die seinen waren, ist das Werk verfaßt, sondern er schrieb nur, was er fühlte und dachte. Er war kein Feind der Dichtkunst, er bekämpfte nur die Auswüchse und nicht die ganze Sache, nicht das Theater im allgemeinen, sondern den von Voltaire erregten und von dessen Adjutanten in die Öffentlichkeit geschleuderten Plan, in Genf ein Theater zu errichten.

Vier Jahre später, in seinem Roman die „Neue Heloise" kam Rousseau wieder auf Theaterdinge zu sprechen. Er nimmt

Digitized by Google

die einzelnen Gattungen der dramatischen Poesie durch. Während er bei der Tragödie billigt, daß in Bern, Zürich, im Haag (man beachte, daß Genf ausgelassen ist) nationale Stoffe, Vaterlands- und Freiheitsliebe, Vernichtung der Tyrannenherrschaft dargestellt werden; während er es versteht, wie die Griechen sich an der Vorführung nationaler Ereignisse erbauen konnten, begreift er es nicht, was Pompejus oder Sertorius den Parisern bedeuten. Die Komödie mißbilligt er, Molières Geist sei geschwunden. Während er Bürger und Handwerker auf die Bühne brachte, schämen sich die neueren Lustspielautoren von etwas anderem als von vornehmen und adligen Häusern zu reden. Aber nicht nur die Wahl der Stoffe sei verfehlt, sondern auch die Art der Ausführung: viel Reden und wenig Handlung; das Wort eines naiven Zuschauers: „ich habe nichts gesehen, aber sehr viel Worte gehört", lasse sich auf sehr viel Stücke anwenden. Solche Umstände sind nicht nur Fehler der Dichter, sondern kommen dem Geschmack der Zuschauer entgegen. Statt Ursprünglichkeit verlange dieser Eleganz, statt Natur und Phantasie Geist und Gedanken; man gehe nicht ins Theater, um Geist und Charakter zu bilden, sondern um einzelne Schauspieler zu bewundern oder zu kritisieren. Auch über die Oper, das Publikum, Gesang, Tanz findet sich eine längere Ausführung Teil II Brief 23; die schon früher vielfach ausgesprochene starke Abneigung gegen französische Musik ist hier einigermaßen gemildert.

Wie wenig die Ausführungen des Briefes und der neuen Heloise Kampferklärungen gegen das Theater im allgemeinen sind, geht daraus hervor, daß Rousseau, der schon vorher für das Theater gearbeitet hatte, auch später diese seine Tätigkeit nicht einstellte. Die nun zu erwähnenden dramatischen Werke sind gewiß nicht alle Meisterleistungen, aber sie sind charakteristisch für sein Wesen und seine Gesinnung und einige enthalten, wenn auch keine hervorragenden Züge echten dramatischen Lebens doch poetische Elemente, die eine Hervorhebung verdienen.

Die Komödie „Narcisse" oder der in sich selbst Verliebte, ein Jugendstück, das der Dichter im achtzehnten Jahre schrieb, und dessen Titel er von dem Narcissus der Antike wählte, der sich in sein Spiegelbild verliebt, hat folgenden Inhalt. Valère, ein hübscher, aber gar zu weibischer junger Mann, ist mit Angèle verlobt und soll mit ihr seine Hochzeit feiern. Sie läßt sich,

Digitized by Google

wiewohl nach einigem Widerstreben, durch ihre Freundin Lucinde, die Schwester Valère's, dazu bestimmen, ein Bild des Valère, das einigermaßen geschmeichelt und durch eine weibliche Frisur nicht auf den ersten Blick kenntlich ist, auf Valères Toilettentisch aufstellen zu lassen. Der eitle Mensch verliebt sich so heftig in dieses Bild, daß er trotz aller zärtlichen Neigung zu seiner Braut, trotz des ausgesprochenen Willens seines strengen Vaters Lisimon, seinen tölpischen, der Trunkenheit ergebenen Diener Frontin nach dem Urbild Umschau halten läßt und eine Verschiebung der Hochzeit zu erwirken sucht. Endlich wird er von seinem Irrtume geheilt, erkennt in dem Streiche, der ihm gespielt worden, eine wohlverdiente Strafe für seine Eitelkeit und wird über Verdienst glücklich in dem Besitze seiner reizenden Braut.

Neben dieser Haupthandlung geht eine Nebenhandlung einher: Valères Schwester Lucinde, die nach dem Wunsche ihres Vaters sein Mündel Léandre, den noch nie von ihr gesehenen Bruder der Angèle heiraten soll, widersetzt sich dem väterlichen Plane, weil sie sich in einen jungen Mann namens Cléonte verliebt hat, der natürlich, wie alle — außer ihr — wissen, dieselbe Persönlichkeit mit Léandre ist, und folgt, da sie ihren Irrtum erkannt hat, nur zu gern dem väterlichen Befehle.

Das Stückchen macht, wenn man es schnell liest, einen ganz munteren Eindruck, ist aber im Grunde verfehlt, weil es abgebrauchte Motive enthält und auf unmöglichen Voraussetzungen beruht. Die abgebrauchten Motive bestehen darin, daß Lucinde wähnt, sich in einen Fremden zu verlieben, während sie selbst merken müßte, daß der von ihr Geliebte und der ihr bestimmte Mann ein und dieselbe Person ist; sie bestehen ferner in dem aus Molièreschen Komödien sattsam bekannten Auftreten des starrköpfigen Vaters, der mit allen Mitteln seinen Willen durchsetzen will und sogar zu der gleichfalls sehr alten Drohung seine Zuflucht nimmt, die Tochter, wenn sie ungehorsam bleibe, in ein Kloster zu stecken und den widerspenstigen Sohn dadurch zu strafen, daß er, der Vater, das Mädchen, das er dem Sohne zugedacht hatte, bei dessen andauerndem Ungehorsam selbst ehelichen werde. Wie diese Motive abgebraucht sind, so sind auch die Figuren stereotyp, die vorkommen: der Diener und die Zofe, jener ein Trunkenbold, der auch in seinen nüchternen Momenten nicht über zu große Schlauheit gebietet, diese schnippisch, sich in alle Ange-

Digitized by Google

legenheiten ihrer Herrin mischend, stets bereit, einen Possen auszuhecken oder in dem von anderen erfundenen eine Rolle zu spielen. Die unmögliche oder jedenfalls schwer glaubliche Voraussetzung ist die, daß der Held trotz zahlreicher Anspielungen, welch Schwester, Zofe, Diener, ja selbst die Braut machen, gar nicht auf den Gedanken kommt, daß das ihm plötzlich geschenkte Bild ihn selbst, wenn auch unter leicht erkennbarer Verkleidung, darstellt, und daß er, selbst wenn man diese Blindheit einräumt, an einer so krassen Unbeständigkeit leidet, unmittelbar vor der Hochzeit ein lange geliebtes und stark begehrtes Mädchen aufzugeben, um einem Phantom nachzujagen.

Es bleibe dahingestellt, ob der Dichter, wie eine noch bei seinen Lebzeiten gedruckte Anekdote berichtet, die Selbstverachtung soweit trieb, daß er nach dem Mißerfolge des „Narcisse" (1752) in ein dem Theater benachbartes Café ging und dort der versammelten Menge zurief: „Das neue Stück ist durchgefallen, es verdient diesen Mißerfolg, es hat mich selbst gelangweilt, es ist von dem Genfer Rousseau geschrieben, und dieser Rousseau bin ich".

Auch ein zweites Stück, „Die tollkühne Wette", nimmt keinen hervorragenden Platz unter den Komödien ein. Der Dichter selbst täuschte sich über den Wert seines Stückes nicht. Er erklärte, die in drei Tagen niedergeschriebene Kleinigkeit von einer Gesamtausgabe ausschließen zu wollen und faßte sein Urteil in die Worte zusammen: „Nichts ist platter, als dieses Stück". Man muß dieser Verdammung des Autors selbst beitreten und hat nicht einmal die Möglichkeit, seine Freude an der Munterkeit des dritten Aktes vollständig zu teilen. Denn auch in dieser Komödie wird uns kein wirkliches Stück Leben gezeigt, sondern ein mühsam konstruiertes Experiment, das seine Wirkung verfehlt.

Eine hübsche, junge Witwe, Isabelle, ist noch nicht fest entschlossen, das Wagnis einer zweiten Ehe zu unternehmen, sie möchte nicht mehr Geliebte, sondern mehr Freundin sein, geht daher mit ihrem Freunde Dorante die Wette ein, daß er, der auch vorgibt, nur ihr Freund zu sein, während er sie in Wirklichkeit glühend liebt und begehrt, nicht im stande sein werde, eine Zeitlang jedes Liebeswort zu unterdrücken, jede eifersüchtige Regung zu ertöten und sich durch nichts aus seiner Freundesrolle verdrängen zu lassen. Unterliege

Digitized by Google

er in diesem Versuche, so sei ihm für die Dauer jede Annäherung verboten, zeige er sich standhaft, so werde er sie selbst als Siegespreis erhalten. Die Wette ist deswegen tollkühn, weil Isabelle, trotz ihrer zur Schau getragenen Sprödigkeit, doch sich immermehr dazu neigt Dorante zu heiraten und wahrscheinlich gar nicht gewillt wäre den Liebhaber fallen zu lassen, selbst wenn er die Probe nicht besteht. Um nun aber die Sache zum glücklichen Ende zu führen, müssen alle in das Geheimnis eingeweiht werden, sowohl die Cousine Isabellens, Eliante, die mit Valère, einem Freunde Dorantes verlobt ist, Valère selbst und die Diener Lisette und Carlin, die auch keinen innigeren Wunsch hegen, als mit einander fürs Leben verbunden zu sein, ohne diesen Wunsch durch die Quälereien zu verschärfen oder zu versüßen, in denen sich Lisettes Herrin gefällt. Diese treibt ihr grausames Spiel weit genug, sie gibt nämlich vor, ihrer Cousine und Freundin den Mann abspenstig machen zu wollen, oder sogar abspenstig gemacht zu haben, setzt einen bestimmten Termin fest, an dem sie selbst sich mit Valère, nicht etwa mit dem auf sie harrenden Dorante vermählen wird, läßt den Notar kommen, zwingt Dorante, unter den Vermählungskontrakt seinen Namen zu setzen, täuscht aber schließlich durch alle diese Manipulationen keinen einzigen, außer vielleicht den Notar, denn selbst Dorante ist durch Lisette instruiert, daß der Platz, in den der Name des Ehegatten eingesetzt werden soll, noch leer, daß also die ganze Szene mit allen ihren scheinbar ernsten Vorbereitungen nur eine jener Proben ist, die Dorante zu bestehen hat. Es ist eine grausame Quälerei und schier unbegreiflich, wie eine liebende Frau eine derartige Versuchung ersinnen kann, und noch schwerer zu verstehen, daß sich alle bereitwillig als Mithelfer dazu hergeben. Freilich spielen sie ja alle eine Doppelrolle: sie scheinen der Isabelle zu dienen, haben jedoch alle längst das Geheimnis preisgegeben, so daß es in dieser Komödie, außer etwa dem schon erwähnten Notar, nur eine einzige Dupierte gibt, nämlich Isabelle selbst. Ihr wird es am schwersten, die Probe zu bestehen, sie ist verwundert, ja entrüstet, daß Dorante allen ihren Launen sich fügt, keinen Widerspruch wagt, selbst bei dem Schwersten nicht, das sie ihm zumutet, und sie, die Stolze, Herrschsüchtige, muß zum Schluß gestehen, daß ihr die Herrschaft entrungen ist und muß sich unter das Joch beugen. Denn es ist ein Gedanke, der sowohl

Digitized by Google

in dieser wie in der vorigen Komödie erscheint: solange die Männer Geliebte sind, hängen sie von den Frauen ab und stehen unter ihnen, sobald sie einmal verheiratet sind, wollen sie Herrscher sein und gefallen sich in der Rolle kleiner Tyrannen.

Es ist ein etwas gequältes Stück, dessen verschlungenen Intrigenfäden man mühsam folgen kann. Auch ein wirklich gesunder Humor fehlt diesem Stücke vollständig; der moderne Leser wird in dem dritten Akte, in dem die Unterschrift unter den Ehekontrakt geleistet wird, schwerlich die Heiterkeit finden, die der Autor darin sah; als wirklich humoristische Einzelheiten könnte die Sprechweise des Notars gelten, wenn diese nicht seit Molières Vorgang eine ziemlich bekannte wäre; sodann die Szene, in der Carlin der Lisette einen verhängnisvollen Brief entreißt, den sie übrigens nur gar zu gern gibt, — denn die ganze Intrige wäre nicht möglich, wenn die Beteiligten nicht von diesem Kunde erlangten — und um zu diesem Resultate zu gelangen, sich ohnmächtig stellt, das Mitleid der Freundin erweckt und ihre Sorgfalt, dem vermeintlich Kranken Hilfe zu bringen, dazu benutzt, ihr den Brief zu entreißen.

Manches aus der Frühzeit ist gar nicht erhalten oder, wenn erhalten, nur geringer Beachtung wert. Rousseau erklärt selbst, daß er Text und Musik zu einer Oper „Tphis und Anaxarèthe" verbrannt habe. Ebenso erklärt er, einer tragischen Oper „die Entdeckung der neuen Welt", ein ähnliches Schicksal bereitet zu haben. Daher rühren die drei Aufzüge dieser Oper, die man in einzelnen Ausgaben der Werke unseres Schriftstellers findet, nicht von ihm her, wohl aber ein Prolog, der erst neuerdings in seinen Papieren aufgefunden wurde. Sein Inhalt ist: dem traurigen Europa wird Frankreich als Lieblingstochter zugeführt, und Frankreich verpflichtet sich, Friede zu schaffen und den ganzen Erdkreis in Freundschaft zu vereinigen. Gewiß ein nicht unmoderner, jedoch banal durchgeführter Gedanke von Friedenssehnsucht und der Superiorität Frankreichs, aber ein solcher, der sich zu dramatischer Verwertung schlecht eignet.

Die „Fêtes de Ramire", die man gleichfalls ein Singspiel Rousseaus nennt, sind weiter nichts als ein Auszug aus dem von Voltaire zu einer fürstlichen Hochzeit gedichteten Stücke: „La Prinzesse de Navarre".

Fast eben so schlecht wie von dem letztbehandelten Lustspiel dachte Rousseau von dem Texte zu seinem Ballet „Die

Digitized by Google

galanten Musen", indem er sagte: „das Werk ist durchaus mittelmäßig in seiner Art und das ganze Werk ist verwerflich". Aus einer konstruierten Welt, wie sie nie existierte, führt der Autor den Leser in das Reich des Altertums, freilich wiederum in eines, wie es niemals wirklich war, sondern durch seine Phantasie gestaltet wurde. Es besteht aus drei Bildern und einem Vorspiel. In letzterem rühmt sich Apollo, der Gott des Gesanges, seiner Macht, aber Ruhm und Liebe suchen ihm zu beweisen, daß sie stärker sind als er. Um diesen Satz durchzuführen, zeigt der Autor in den drei Bildern Liebespaare verschiedener Art: Hesiod, ein Hirte, verzweifelt daran die Egle zu gewinnen; durch die Gewalt der Liebe, die Euterpe unterstützt, triumphiert er; Ovid wagt es kaum, die der Diana bestimmte Erithie zu erlangen, die Größe seiner Leidenschaft, vereinigt mit der Macht des Gesanges, bestimmt die Göttin der Jagd, ihre Priesterin loszulassen; Anakreon fürchtet, die Themire dem mächtigen König Polykrates abtreten zu müssen, dieser aber opfert seine Laune und sein Herrschergelüst der echten Liebe. Gewiß ist das Stückchen kein Drama und trotz der mannigfach vorkommenden Tänze kein Ballet, auch ist der Titel „Die galanten Musen" vielleicht das Schlechteste daran; aber für die Erkenntnis des Dichters ist es von hoher Bedeutung. Ein geistreicher Kritiker hat einmal bei Beurteilung der „Neuen Heloise" gesagt, Rousseau habe an Stelle der Galanterie, die eine Eigenheit des französischen Wesens überhaupt, die beherrschende Macht der gallischen Dichtung war, die Liebe gesetzt. In ähnlicher Weise kann man behaupten, dies kleine Sing- und Tanzspiel atmet nicht Galanterie und Wollust, sondern wahre Leidenschaft und Liebe, und zugleich steckt in vielen Versen eine solche Fülle des Wohllauts, daß man sie zu den gelungensten Produktionen des Dichters rechnen kann. Natürlich verlieren solche Verse vieles oder alles in einer Übersetzung, vielleicht kann die nachfolgende eine ungefähre Vorstellung der harmonischen Töne geben:

Der stärkste Gott hat unser Herz bezwungen,
Sein Werk ist das Gefühl,
Der Nächsten schlimmen Härte ist's gelungen,
Zu scheiden uns vom Ziel.
Doch wenn die Menschen roh mit argem Spotte
Verachten unsern Schmerz,
Wir schwören laut bei unserem einzigen Gotte
Nichts trenne unser Herz.

Digitized by Google

Mit dem, was in den gedruckten Ausgaben steht, ist Rousseaus dramatische Tätigkeit nicht beendigt. Auch nach der etwas geräuschvoll erfolgten Ablehnung des „Narcisse" 1751 versuchte er nochmals den Beifall auf dem Theater zu erringen, aber sein Tragödienversuch „Lucretia" wurde nicht vollendet. Ebenso ist ein dem Jahre 1746 oder 47 angehöriges Lustspiel „Der wider Willen verliebte Harlekin" Fragment geblieben.

Das Lustspiel „Der wider Willen verliebte Harlekin" besteht nur aus vier Szenen. Harlekin befindet sich mit seinem Gefährten Nicaise, der dem etwas beschränkten Kumpan durch Schlauheit überlegen ist, auf dem Wege nach Paris, wo beide ihr Glück machen wollen. Nicaise gibt eine verlockende Schilderung von der Stellung der Prokureurs, Ärzte und Kaufleute, wobei es an heftigen Spöttereien gegen alle drei nicht fehlt. Während sie diesem verlockenden Ziele zustreben, empfinden sie jedoch beide grimmigen Hunger, und da sie nicht über Geld zu dessen Befriedigung verfügen, so macht Nicaise den Vorschlag Harlekin als Dieb der Behörde auszuliefern, und die dafür ausgeschriebene Belohnung einzuziehen unter dem Versprechen, diese später mit dem Befreiten zu teilen. Bevor sie in der Lage sind, diesen Plan auszuführen, der natürlich nur dazu dienen würde, Nicaise von seinem Gefährten zu befreien, werden sie von zwei Feen, Gracieuse und Epine-Vinette, angeredet, die dem Harlekin mitteilen, daß eine von ihnen ihn liebe. Wähle er diese, so würde er Reichtum und ein glänzendes Leben erlangen; wähle er die andere, so würde er zwar in herrlichen Kleidern auf einen goldenen Wagen gesetzt, aber nur zu dem Zwecke ans Meer gefahren, um dort mit Steinen beladen in die Fluten geworfen zu werden. Dem armen Harlekin wird die Wahl sehr schwer, er erbittet sich 24 Stunden Bedenkzeit. Wie er diese ausgefüllt und welche der Feen er gewählt hat, wird uns nicht berichtet. Die letzte erhaltene Szene besteht vielmehr nur in dem Monolog des Zauberers Parafaragaramus, des Inhalts, daß er sich an der Fee, die seine Liebe verschmäht, und an Harlekin rächen wolle. Die komische Figur Harlekins ist nicht übel gezeichnet: die Dummdreistigkeit, das Begehrliche, neben einer gewissen, natürlichen Schlauheit, wird ganz gut zum Ausdruck gebracht.

Das Fragment der Tragödie „Lucretia" ist immerhin charakteristisch. Es ist in Prosa; man darf aber daraus nicht den

Digitized by Google

Schluß ziehen, daß auch die Ausführung in Prosa geplant war. Es ist eine antike Tragödie, die den alten Stil dadurch beweist, daß die beiden Hauptpersonen, eben Lucretia und Sextus, Sohn des Tarquinius, beide ihre Vertrauten haben. Wahrscheinlich ist, daß die Tragödie in ihrer Fabel durchaus der Überlieferung entsprach. Was wir in den sechs Szenen des ersten und in den vier Szenen des zweiten Aktes erfahren, ist etwa folgendes: Lucretia, die, ursprünglich dem Sextus zugedacht, ihm ihre Liebe geschenkt und vielleicht noch einen kleinen Rest dieser Neigung bewahrt hat, lebt mit ihrem Gatten Collatinus in glücklicher Zurückgezogenheit, ohne irgendwelche Sehnsucht, aus diesem glücklichen Familienleben herauszutreten. Ihre Vertraute, Pauline, die offenbar von den Gegnern gewonnen, besonders mit Sulpitius, dem Vertrauten des Sextus, in heimlichem Einverständnis lebt, will diese friedliche Stimmung stören und sie zu einem dem Vergnügen und der Freude gewidmeten Dasein veranlassen. Das Zwiegespräch wird durch eine Botschaft des Collatinus unterbrochen, daß er den Prinzen in sein Haus führen werde. Diesen Umstand will Sulpitius für seinen Herrn, der natürlich mit seinem Vertrauten einverstanden ist, nutzbar machen und eine geheime Zusammenkunft zwischen Sextus und Lucretia erwirken. Sie findet auch wirklich statt, freilich besitzen wir nur den Anfang des Liebesgestammels des Sextus und den Ausdruck des Entsetzens der Lucretia, die ihre Vertraute beauftragt, Vater und Gatten herbeizuholen. Die beiden Genannten sind unterdessen von Brutus bearbeitet worden: er versucht ihnen die Überzeugung beizubringen, daß Lucretia noch eine starke Neigung für den Sohn des Tarquinius besitze und will die von ihm mehr geahnte als gewußte Liebe des Sextus, des Tyrannensohnes, zu der Frau eines Bürgers dazu benutzen, um Vater und Gatten zur antityrannischen, republikanischen Gesinnung zu bekehren. Auch hier vermag man aus dem Fragment den Gang der Handlung nicht sicher zu entnehmen, wenn man nicht voraussetzen müßte, daß der historische Vorgang im wesentlichen gewahrt bliebe. Neu scheint das stark republikanische Moment zu sein; eigentümlich und ganz spezifisch französisch (man denke an manche Tragödien Corneilles) die Annahme, daß Lucretia wirklich den Sextus geliebt hat und einen Rest der alten Neigung bewahrt.

Gegenüber diesen Stücken, die alle einen sehr geringen

Digitized by Google

oder gar keinen Erfolg hatten, sind zwei zu erwähnen, die bei ihrem ersten Erscheinen Beifallsstürme erweckten, immer wieder auf die Bühne gebracht wurden, in zahlreichen Übersetzungen auch das Ausland eroberten. Das eine ist der „Dorfwahrsager", das andere der „Pygmalion".

Selbst über das erstere, das in der Theatergeschichte dadurch eine große Bedeutung einnimmt, daß es der ebenso beliebten wie geschmähten Operette eine typische Gestalt gab, gebrauchte der Dichter und Tonsetzer schlimme Worte. Er bezeichnete seine Oper als eine Bagatelle, nur gemacht, um einmal die Dummheit der Franzosen ins Licht zu setzen, die an einem solchen erbärmlichen Dinge Geschmack finden können.

Der „Dorfwahrsager" ist ein liebenswürdiges Singspiel, das gewiß erst durch Musik und Gesang seinen rechten Wert erhält, aber auch schon durch seine Erfindung und poetische Ausführung anmutig wirkt. Der Hirt Colin hat Colette verlassen. Stolz auf seine Kraft und seine männliche Schönheit glaubt er, seine Augen höher erheben zu dürfen und erfreut sich der Gunst der Schloßherrin. Darüber ist Colette traurig. Auch sie hat in ihrem Herzchen wohl Platz für andere, auch sie sehnt sich ein wenig nach Veränderung, aber die Schamhaftigkeit und die Treue halten sie zurück und Trauer erfüllt sie ob der Untreue des Geliebten. Sie geht zu dem Dorfwahrsager, um ihn nach einem Mittel zu befragen, den Geliebten wiederzuerlangen und erhält von ihm Vertröstungen und Versprechungen. Bei diesem dörflichen Propheten erfolgt ein neues Zusammentreffen der nur zeitweilig Getrennten, innerlich immer Vereinigten.

Colin ist in dem Wahne, Colette sei durch einen Zauber hergekommen; sie spielt nur mit Mühe die Rolle der Entfremdeten, und als sich der Liebhaber, den Verlust bereuend, den er durch seine Untreue erlitten, entfernen will, da beweist ihm Colette, daß sie noch immer die Seine ist, und die Liebenden, die nur eine kurze Zeit getrennt waren, finden sich wieder.

Was bei diesem Stückchen und so manchen anderen Werken Rousseaus merkwürdig ist, das ist der Umstand, daß er Dichter und Komponist zugleich war. Dies war kein Zufall, sondern Absicht. Denn es war sein wohlerwogener Gedanke, den er, ein früher Vorgänger Richard Wagners, zum Ausdruck brachte,

Digitized by Google

daß Text und Musik zusammengehören, daß beide von einem gemeinsamen Autor herrührend, zu einer strengen Einheit verbunden würden. Derartiges hatte man bisher nicht gekannt. Das machte den großen Erfolg dieses Werkchens aus, so sehr, daß es lange auf der Bühne blieb und daß die alten Melodien sich in das Gedächtnis vieler einprägten. Dies war in so hohem Grade der Fall, daß, als Rousseau lange Zeit später die Melodien durch andere ersetzen wollte, das Publikum die letzteren unwillig ablehnte und die ersteren begierig verlangte.

Diese Erwähnung des Komponisten lädt zum Verweilen ein und gibt einen bequemen Übergang zu den musiktheoretischen Arbeiten unseres Autors.

Rousseau war Autodidakt. Durch die Schwierigkeiten des Selbststudiums wurde er verleitet, ein neues Notensystem zu erfinden. Sein „Plan, betreffend neue Zeichen für Musik" wollte die Noten durch eine Ziffernschrift ersetzen, und zwar die sieben Töne der Oktave mit den Zahlen 1 bis 7, die fünf Oktaven mit den Buchstaben A bis E bezeichnen, und infolgedessen die Schlüssel abschaffen. Dies System wurde am 22. August 1743 der Akademie der Wissenschaften vorgelesen, von dieser aber abgelehnt, 1745 in erweiterter Gestalt unter dem Titel „Abhandlung über die neuere Musik" veröffentlicht, fand aber erst spät Eingang in die Sammlung der Werke. Einen besonderen Einfluß gewann es nicht, praktische Geltung wurde ihm nur in beschränktem Maße am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland zuteil. Eine zweite, mehr gelehrte Arbeit waren die musikalischen Artikel der Enzyklopädie. Sie mußten in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne genügende Hilfsmittel zusammengestellt werden, und waren deshalb flüchtig und voll von Irrtümern. Sie verdienten daher die Angriffe Rameaus, gegen die sich der Angegriffene, der aus Rameaus Abhandlung über die Harmonie seine ersten theoretischen Kenntnisse geschöpft hatte, erst nach dem Tode des Meisters verteidigte. Dies geschah in einem erweiterten, vielfach verbesserten Abdruck der Artikel aus der Enzyklopädie, der die Aufschrift „Musikalisches Wörterbuch" erhielt (1767), einem Werke mühsamen Fleißes, das alle ähnlichen Arbeiten überholte, vielfach, wenn auch meist stillschweigend, benutzte Vorlage für spätere ähnliche Werke wurde. Noch 1793 wurde es von

Digitized by Google

Körner, der ein tüchtiger Musiker war, seinem Freunde Schiller empfohlen und als Material zum Nachdenken geschickt.

Während diese Arbeiten theoretischen und gelehrten Charakters abseits der Zeitfragen standen, wenn auch das Wörterbuch vielfach die italienische Musik über die französische erhoben hatte, stellte sich der „Brief über die Musik" 1753 gänzlich in den Dienst der Zeitideen. Für die darin behandelte, eminent praktische Frage, nämlich den Kampf zwischen französischer und italienischer Musik, kommen außer dem genannten Briefe noch eine in Briefform gehaltene Abhandlung an Raynal und Grimm und der sogenannte Brief eines Symphonisten (alle 1753 und 54) in Betracht. In dem damals herrschenden Kampfe über die Musik beider Länder war Rousseau einer der Führer für die Italiener gegen die Franzosen.

In seinem Handexemplar der Grimmschen Streitschrift „Der kleine Prophet von Böhmischbroda" wird er mit Diderot und d'Alembert, den ständigen Inhabern eines Platzes im Opernhause, bezeichnet als „die Erwählten der Nation, von denen man das entscheidende Wort vernimmt, das die Dichterlinge von ihren eingebildeten Thronen stürzt und die schlechten Musiker vernichtet".

Der „Brief", der ungeheures Aufsehen hervorrief, so daß geistige und politische Interessen in den Hintergrund traten und 63 Schriften für und wider ihn erschienen, ist eine Verteidigung der italienischen und eine Kriegserklärung gegen die französische Musik. Jene stellte er als unbedingtes Muster auf, in ihr fand er alle seine Anforderungen an Melodie, Harmonie, Rezitativ, Gesang und Orchester befriedigt; die italienische Sprache dünkte ihm die einzige oder wenigstens die im vornehmsten Sinne musikalische. Diese, die französische dagegen, Sprache wie Musik fand er abscheulich, die Sprache für Musik ungeeignet, die Musik „ebenso lächerlich wenn man sie prüft, wie unerträglich wenn man sie hört", so kam er zu dem Gesamturteil: „ich glaube erwiesen zu haben, daß die französische Musik weder Maß noch Melodie hat, weil die Sprache deren nicht fähig ist; daß französischer Gesang nur ein unaufhörliches Gebelle ist, das ein nicht voreingenommenes Ohr nicht aushalten kann, daß ihre Harmonie roh, ausdruckslos, schülerhaft ist, daß Arien und Rezitative diese Namen nicht verdienen. Daher besitzen, wie ich schließe, die Franzosen keine Musik und können

Digitized by Google

keine besitzen; erhalten sie aber einmal eine solche, desto schlimmer für sie."

Nicht nur wegen dieser Angriffe gegen die französische Musik ist unsere Schrift bedeutsam, sondern wegen ihrer sonstigen Lehren: sie verteidigt Einheit von Poesie, Sprache und Musik, und verkündet dann Ideen, die später von Sprachforschern und Musiktheoretikern in Deutschland (Jakob Grimm und Richard Wagner) wieder aufgenommen und ausgebeutet worden sind.

Rousseau ist ein Fanatiker der Melodie und ihrer Einheit. Die Instrumentation, deren Gesetze er wenig kannte, findet an ihm keinen Bewunderer. Die orchestrale Kunst wendet sich mehr an das künstlerische Bewußtsein, an den Verstand; für ihn aber ist Musik nur Sache der Empfindung; das Gefühl soll durch sie erweckt, die Seele erhoben und geläutert werden. Infolge dieser Anschauung, die meist eine Wirkung mangelhaften Könnens, einseitiger Begabung war, entbehren Rousseaus Partituren der Kunst und des Schmuckes vielfältiger Instrumentation, die Begleitung der Arien ist meist ohne selbständige Stimmführung, steht oft in vollkommener Übereinstimmung mit den Melodien. Diese selbst sind zwar ansprechend, lieblich, mitunter rührend, aber von einer fast seltsamen Einfachheit, von einer, wie oft bei älteren französischen Liedern gleichsam beschämenden Armut an Tönen.

Die Lieder Rousseaus, die den bezeichnenden Titel führen „Tröstungen meines Lebens", wurden durch Goethe gerühmt mit den Worten: „Man wird sie nicht satt, und ich bewundere bei der Einfalt die große Mannigfaltigkeit und das reine Gefühl, wo alles an seinem Platze ist". Die Sammlung besteht nach W. Freudenbergs Ausführungen „aus 93 Liedern und Duos, denen eine neue Psalmodie über den Tasso, Tasso alla veneziana, Ottave alla florentina und ein Glockenspiel hinzugefügt sind. Die Lieder sind begleitet teils von einer Baßstimme, teils von zwei Stimmen (Baß und Violine), teils von vier Stimmen (zwei Violinen, Viola und Baß), teils von Harfe und Harfe und Violine; die Singstimmen sind entweder Sopran oder Alt oder Tenor allein, oder in den Duetten Sopran und Alt zusammen. Nur ein einziges Lied, Nr. 86, ist für Baß." Die Texte sind nur zum geringen Teile (11) italienischen Dichtern entnommen, die übrigen Franzosen, eine ganze Anzahl rührt von dem Komponisten selbst her. In der Wahl dieser Texte und noch mehr im Gebrauch der franzö-

Digitized by Google

sischen Musik mag man eine der bei unserem Autor so häufigen Paradoxien bemerken: wie der Gegner des Theaters Dramen schreibt, so arbeitet für die französische Musik und mit ihren Mitteln derselbe, der wider sie ankämpft. Die Melodie aller dieser Lieder ist, nach dem schon einmal angeführten Gewährsmann, „überall mit einem sicheren Gefühl für die Dankbarkeit der Ausführung, für schöne periodische Gliederung und rhythmische Lebendigkeit gepaart und zeigt außerdem eine gewisse Biegsamkeit oder Mannigfaltigkeit in der Anpassung an den Charakter des jedesmaligen Textes". So beweist sich in Rousseaus ehemals sehr geschätztem, heute ziemlich vergessenen, aber der Aufmerksamkeit werten Werke ein großes melodisches Erfindungstalent bei unzureichender Technik.

Der Zeit nach das letzte dramatische Werk ist der Pygmalion. Rousseau wollte das kleine Stück nicht aufführen lassen; ein später sehr berühmt gewordener Schauspieler La Rive erbat es von ihm und führte es seit 1773 mit größtem Erfolge auf, Rousseau aber vermied es durchaus, sein Stück zu sehen. Es ist die bekannte alte Sage, ohne wesentlich neue Zutat. Pygmalion ist mitten in seinem Schaffen, wie so mancher wahrhaft strebende Künstler verstimmt, ja verzweifelt, er hat den Glauben an sich selbst und seine Kraft verloren. In solch trüber Stimmung wagt er es auch nicht, das Werk wieder anzublicken, das er immer für sein schönstes gehalten. Endlich, nachdem er mehrmals von dem Versuche abgestanden, den Schleier zu heben, schaut er die von ihm geformte Galathea an und staunt verzückt auf sein Werk: eine Nymphe habe er machen wollen, eine Göttin habe er gebildet, schöner als Venus. Doch scheinen einzelne kleine Fehler das Meisterwerk zu verunstalten, er versucht sie zu ändern, aber vermag es nicht, die brennende Sehnsucht erfüllt ihn, die Statue zu beleben. Seinen begeisterten Ausrufen, seinen sehnsüchtigen Wünschen fügt sich der tote Stein; die Statue belebt sich wirklich, sie öffnet den Mund; der Künstler, zuerst vor Schrecken starr, reißt sich allmählich von dem stummmachenden Staunen los und fühlt sich wieder als Lebender, als Liebender, als Meister, der ein unsterbliches Werk geschaffen hat und in diesem Bewußtsein ein neues Leben zu führen berechtigt ist.

Auch beim Pygmalion legte der Dichter Wert darauf, sein eigener Komponist zu sein und schrieb eine musikalische

Digitized by Google

Begleitung, deren Original man neuerdings gefunden zu haben glaubt. Beide Werke jedoch, der „Dorfwahrsager" und der „Pygmalion" haben noch eine andere Bedeutung: sie beweisen, daß Rousseaus Schaffen ein innerlich zusammenhängendes, nicht ein widerspruchsvoll entgegengesetztes ist. Denn in diesen beiden Dichtungen kann man die Ideen des Schriftstellers wiederfinden; im „Dorfwahrsager" die Liebe zur Einsamkeit, das Zurückziehen in die Natur, die Sehnsucht nach Wald und ländlicher Stille; im „Pygmalion" die Entfernung und Entfremdung von den Menschen, das Sichbesinnen auf sich selbst, die Beschränkung auf und die ausschließliche Hingabe an seine Arbeit. In dieser Neugestaltung eines antiken Stoffes könnte man Rousseau selbst erkennen, ihn, den Einsamen, der fern von der Roheit und dem Undank der Menschen in seiner Arbeit lebt und wirkt und sich seine Welt erschafft.

Rousseau ist dem Schicksal, das die Poeten so vieler Länder und Zeiten ereilt hat, nicht entgangen, dem nämlich, von Dramatikern verwertet zu werden. Aber auch hierbei besteht ein bemerkenswerter Unterschied zwischen ihm und den Heroen unserer Literatur. Jene erscheinen in den guten oder noch mehr in den schlechten Dramen, die ihnen gewidmet sind, als junge, kraftstrotzende Titanen, herrschend und genießend; Rousseau, dessen Erbe das Leiden war, erscheint auch in einem modernen Drama, das seine Schicksale behandelt, als ein Verfolgter und Kranker.

Das erste Mal wurde er 1760 in einem Drama vorgeführt. Palissot, der bereits einige Jahre vorher die tonangebenden literarischen Kreise in einer dramatischen Satire schwer angegriffen hatte, setzte seine Verspottung in der Komödie „Die Philosophen" fort. Dieses Lustspiel, übrigens ganz nach dem Muster der „Gelehrten Frauen" gemacht, war dazu bestimmt, die neue Schule, die von den Zeitgenossen gern die der Philosophen genannt wurde, zu verspotten. Ein Philosoph, unter dem Helvetius verlacht sein soll, bewirbt sich um ein reiches Mädchen und macht alle Anstrengungen, um deren Heirat mit einem gutmütigen Philister zu verhindern. In diesen Anstrengungen wird er durch seinen Diener Crispin unterstützt, der einmal — und das ist eben die gegen Rousseau gerichtete Szene — auf vier Füßen einhergeht und zu sagen hat: „Auf diesen vier Pfoten ruht mein Körper besser als auf zweien, und meine Augen werden durch den Anblick von einer geringeren Anzahl von Toren geblendet. Durch die Kultur

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

habe ich alles verloren: Gesundheit, Glück, selbst Tugend, da kehre ich lieber ins Tierleben zurück; hier ist meine Nahrung: sie ist bekömmlich und einfach." Bei diesen Worten zieht er eine Salatstaude heraus und beginnt sie vor den Augen des Publikums zu verspeisen. — Die Komödie hatte keinen übermäßigen Erfolg, freilich die Rousseauszene wurde belacht. Die Angegriffenen, deren Geschäft das Polemisieren war, antworteten mit heftigen Broschüren. Ein interessantes Nachspiel aber trat ein. Als am 20. Juni 1782 die Komödie wieder aufgenommen wurde, da duldete man zwar den Anfang, denn gegen die Verspottung der Philosophen im allgemeinen hatte man nichts einzuwenden; als aber die Crispin-Rousseauszene kam, erhob sich ein solcher Lärm, daß der Vorhang heruntergelassen werden mußte. Es dauerte eine ganze Weile, bis Ruhe eintrat, dann wurde der Vorhang wieder hochgezogen, Crispin erschien auf zwei Beinen, trotzdem konnte die Ruhe nur dadurch aufrecht erhalten werden, daß die während der Pause im Saale verteilten Soldaten ihr Ansehen gebrauchten.

Das zweite Drama ist neuesten Datums (1906), Eduard Rods „Le Reformateur". Es spielt in Motiers-Travers 1665 und behandelt die Zeit von Rousseaus Leben in der Verbannung. Er wird von seiner Gattin drangsaliert, von den Bauern, deren einer Daniel Müller, früher sein Verehrer, war, verfolgt, als die Kunde von seiner gegen die neugeborenen Kinder verübten Missetat in das Dorf dringt, vom Pfarrer als Ketzer denunziert, auch von einem hohen Staatsbeamten, seinem ehemaligen Bewunderer verlassen, nur dessen Tochter Isabelle bewahrte dem Verfolgten Mitleiden, gemischt mit ein wenig Liebe. Denn also endet das Stück: „Durch ihre Fehler gefährden die großen Männer die Schönheit ihres Denkens". „Erschüttert durch den Anblick ihres Elends kann man sie nur beklagen und muß sie trotz alledem lieben."

---

6. Die Frauen aus Rousseaus Kreis.

Zwei sehr eigenartige Neigungen, die den größten Teil des Lebens unseres Schriftstellers durchziehen, die zu Frau von Warens und die zu Therese Levasseur, sind bereits ausführlich

Digitized by Google

geschildert. Auf sie soll hier nicht noch einmal eingegangen werden. Dagegen ist es von großer Wichtigkeit, der anderen Frauen zu gedenken, die in Rousseaus Leben vorübergehend eine Rolle spielten.

Ein Gesellschaftsmensch war er nicht; der leichte Ton der Unterhaltung, die Fähigkeit, durch galante Reden, anmutige Komplimente sich beliebt zu machen, war ihm nicht gegeben. Daher war er kein ständiger Gast der damals so beliebten Salons, und die Frauen, die dort herrschten, hätten mit dem ungeleckten Bären, der die Gewohnheiten dieser Kreise verspottete und verachtete, nicht viel anfangen können. Denn gerade in diesen Salons wurde nicht viel Wert auf Originalität und tiefes Durchdenken schwieriger Probleme gelegt, sondern scherzhaftes Geplauder, geistreiches Gewitzel, anmutiges Hinwegschlüpfen über schwierige Gedankenoperationen war hier an der Tagesordnung. Wie in der Rede, so sollte man auch in Benehmen und Kleidung gefällig sein: Unmanieren stießen mehr ab als Laster, und Originalitätssucht wurde als Charakterfehler angesehen. Solche geschlossene Gesellschaftskreise bilden eine Welt für sich: sie fördern den, der ihre Hilfe begehrt, aber sie bekämpfen den als Feind, der, auf seine Selbständigkeit pochend und seiner Einsamkeit sich freuend, von ihnen sich ausschließt.

Rousseau, der in den tonangebenden Zirkeln nicht gesehen wurde, war daher auch kein Günstling der Frauen, die dort das große Wort führten. Auch in ihren Briefen wird er daher wenig oder mit Ungunst erwähnt. Madame du Deffand, die Vielerprobte, die noch in ihrem Alter zu gefallen strebte und sich vor Begehren aufrieb, eine Frau vielseitiger Bildung, ohne Gelehrsamkeit, voll mannigfacher Interessen, ohne selbständiges Urteil, spricht von unserem Autor fast nur mit Verachtung. Sie ereiferte sich über die Pensionen, die man ihm gab, es sei „Geld, das man aus den Fenstern werfe, man wisse nicht, zu welchem Zweck"; ja, sie verstieg sich einmal dazu, von ihm zu sagen, „er ist der unwürdigste Sterbliche, der jemals die Menschheit entehrte". Viele andere, wie Mlle. Aissé, erwähnen ihn gar nicht; eine, deren geistige Qualitäten freilich recht niedrig stehen, Mlle. de Malboissière, bemerkte einmal, weder sie noch ihre Mutter hätten den „Emile" gelesen, und fuhr fort, „man sagt, es fänden sich Kindereien darin, aber auch sonderbare und gutgeschriebene Dinge".

Digitized by Google

Nur eine, freilich die geisteskräftigste, leidenschaftlichste, Julie de l'Espinasse, die trotz Armut und einer ausschließlich einem Manne gewidmeten Leidenschaft (zuerst dem Marquis de Mora und dann dem Schriftsteller Guibert) jahrelang die erlauchtesten Geister Frankreichs an sich fesselte, die ebenso ihrem Verstand huldigten, wie leidenschaftlich ihre Gunst begehrten, war Rousseaus Anhängerin. Es scheint nicht, daß sie ihn persönlich kannte, aber sie verehrte ihn durchaus. Häufig zitiert sie seine Worte, sie bewundert den Helden und die Heldin seines Romans und brauchte einmal, sie, die auch auf Voltaire und Shakespeare, Racine und Lafontaine begeisterte Ausdrücke angewendet hatte, über ihn das Wort: „Ich will das Verschiedenste, ja geradezu Entgegengesetztes lieben, ich will den friedlichen Geßner ehren, der Friede und Ruhe in meine Seele bringen soll, ich will den leidenschaftlichen Jean Jacques anbeten, weil er meine Seele erregt, weil er einen Teil der ihn belebenden Wärme mir einflößt, ich will ihn selbst in seinen Fehlern lieben, ich werde ihm Dank für seine Leitung wissen, selbst wenn er mich in die Irre führen würde". Unter den übrigen Damen der vornehmen Gesellschaft ist nur die Marschallin von Luxembourg, die ehemalige Herzogin von Boufflers zu nennen, die unter die Schar ihrer vielen Bewunderer auch Rousseau einreihte, der sie „reizend" nannte und „zwar von jenem zauberhaften Reize, welcher der Zeit Trotz bietet". Er wohnte eine Zeitlang in einem Parkschlößchen, das der Marschallin gehörte, erschien fast täglich bei ihr und las ihr nach und nach seinen Roman vor, der damals gedruckt wurde. An sie und ihren Gemahl richtete der Schriftsteller das bei ihm ganz besonders schwerwiegende Wort: „Von Ihnen habe ich gelernt, was ein Herzog ist und wie man Ideen über die Hofleute verbessert".

Indessen die eigentlichen Frauen aus Rousseaus Kreis sind nicht in diesen ganz vornehmen Zirkeln zu suchen. Auch sie sind Frauen der guten Gesellschaft, aber sie spielen keine führende Rolle. Die eine ist Madame Boy de la Tour, geborene Roguin, 1715 bis 1780. Sie, die in den Confessions nur kurz genannt wird, war seine Wohltäterin. Da er sich nichts schenken ließ, so berechnete sie für Rousseaus Wohnung einen Zins, der ihrem wirklichen Werte nicht entsprach, und ließ sich für ihre Besorgungen geringfügige Summen wiedergeben, die tief unter dem Preise der Waren standen. Von der Güte der Ver-

Digitized by Google

mittlerin machte er in ausgiebigster Weise Gebrauch, war mit der allergrößten Peinlichkeit darauf bedacht, ihr Aufträge für sein armenisches Kostüm zu geben, bei dem er Farbe, Weite des Gürtels, Größe der Schleifen genau bestimmte und nicht anzumerken vergaß, daß er einen besonders kleinen Fuß habe. Aber auch er spendete gern, er schickte der Gönnerin Hühner, da er sich nicht entschließen konnte, die Tiere zu essen, nachdem er ihre Eier verzehrt hatte, stellte für ihre Enkelin Pflanzensammlungen zusammen und übersandte ihr mit nicht ungraziösen Briefen seidene Schnüre, die er selbst geflochten. Er sehnte sich nach ihrem Wohlwollen, obgleich er durch seinen Ausspruch „man kann das Glück nirgends finden, wenn mans nicht in sich trägt", seine eigene Fähigkeit zum Glücklichsein bezweifelte. Er nannte die freundliche Gönnerin, in deren Hause er sich wohl fühlte und mit deren Angehörigen er freundlich verbunden war, „das Glück seines Lebens", und quälte sie doch häufig durch seine Launen und seine Verstimmung, so daß er öfters wegen übel angewendeter Worte oder unpassenden Benehmens um Verzeihung bitten mußte. Ein melancholischer Ton durchzieht die Briefe. Als einmal die Nachricht von dem Tode Voltaires verbreitet war, schrieb er: „Ich finde es grausam, daß der glückliche Arouet so leicht gestorben ist und daß der unglückliche Rousseau nicht sterben kann, obgleich er es wünscht". Ein anderes Mal braucht er mit Anspielung auf sich die Worte: „Wir sind arme Blinde, möge der Himmel die Betrüger entlarven und machen, daß ihre barbarischen Herzen sich menschlichen Blicken öffnen". Wie genau er sich selbst kannte, offenbarte er durch das resignierte, an die Freundin gerichtete Wort: „Eine der größten und fühlbarsten Härten meines Geschicks ist die, daß ich stets meinen Freunden zur Last falle und ihnen doch ganz unnütz bin. Die, welche mit so viel Grausamkeit und Ungerechtigkeit gegen mich verfahren, haben in meinem Herzen gerade die entzündlichsten Stellen ausgesucht, an denen jeder ihrer Schläge gespürt wird. Für das eine bin ich ihnen wenigstens verpflichtet, daß sie mir meinen Mut verdoppeln, der ohne solch unwürdige Behandlung nicht hervorgetreten wäre."

Zu den Frauen, mit denen Rousseau gleichfalls Verkehr hatte, gehörte Madame de Verdelin. Sie war eine Frau, die, obgleich Schriftstellerin, weder Philosophin noch fromm genannt, nicht als Gelehrte gepriesen, sondern nur als eine gute Frau

Digitized by Google

geachtet werden wollte. Gerade in der Zeit von Rousseaus Verfolgungen war sie bereit, schwesterlich für ihn zu sorgen. Mehrmals besuchte sie ihn, sie war eifrig für ihn bemüht, suchte ihn zu unterstützen und zu fördern und erntete dafür das sehr innige Wort des Freundes: „Einzige Freundin, ich werde nie Herz und Leben genug besitzen, um Ihnen den Preis einer so zarten Sorgfalt zu entrichten". In ihrer Zärtlichkeit herrscht das Mitgefühl für den Menschen vor, nicht die Bewunderung seiner Schriften; ihr gefällt, wie sie einmal selbst gesagt hat, nicht sein Geist, sondern sein Herz.

Zwei Frauen aber sind besonders hervorzuheben, die Schwägerinnen Madame d'Epinay und Frau von Houdetot. Die erstere war Rousseaus Unglück, die andere sein Glück. Madame d'Epinay (1725 bis 1783) nach Voltaire „ein Adler in einem Käfig von Gaze", nach Diderots Worten „ein Bild der Zärtlichkeit und süßen Lust", war eine Gesellschaftsdame, die meist nur auftaute, wenn sie sich in einem großen Kreise befand, eine Frau ohne Leidenschaft, nur von galanten Anwandlungen erfüllt. Wie so viele Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, suchte sie außer der Ehe Zerstreuung, war nicht zurückhaltend in den Beweisen ihrer Gunst und wußte sogar gelegentlich, z. B. Melchior Grimm gegenüber, Treue zu üben. Mit Rousseau stand sie viele Jahre in freundlicher Verbindung. Sie ließ ihre Kinder von ihm, freilich nach sehr eigentümlichen Grundsätzen, unterrichten, sie unterstützte ihn, nicht immer in einer für ihn erfreulichen Weise und gewährte ihm Zeichen ihrer Gunst. Mannigfache Briefe beweisen, daß sie seine Freundin war in der Art, wie in jener Zeit das Freundschaftsverhältnis zwischen Mann und Weib aufgefaßt wurde, mit Hingebung, ohne Leidenschaft; „ich bin bei Ihnen", so schrieb sie einmal, „mein zärtlicher Freund, wie ein Kind, das auf den Knieen seiner Mutter schläft". Aber ihre Neigung stammte mehr aus Zerstreuungssucht als aus innerem Verständnis; ein feiner Kenner hat sie einmal charakterisiert: „ihre unruhige Zärtlichkeit sucht nur einen Gegenstand, und da sie augenblicklich auf Erden keinen findet, wendet sie sich an Gott". Sie war eine geistreiche Schriftstellerin; ihre Briefe und Memoiren, ihre romanartigen Aufzeichnungen beweisen Phantasie und eine gewisse Gewandtheit der Darstellung. Ihrem Geiste aber entsprach ihr Charakter: sie war anspruchsvoll und unzuverlässig, reichte ihre

Digitized by Google

Gabe nicht mit dem nötigen Takt und verdarb ihr Wohltun durch die unbequeme Art, mit der sie den Dank dafür heischte. Aus solchen Gründen war ihr Verhältnis zu Rousseau nie ein rein erfreuliches. Es wurde durch widrige Szenen gestört und trug den Keim des Verderbens in sich. Als sie ihn einmal — auch bei ihr und ihrem Manne fungierte er gelegentlich als Notenschreiber — zum Briefträger entwürdigen wollte, entgegnete der Gekränkte „nimmermehr solche Aufforderungen, wenn Sie mich wiedersehen wollen, gnädige Frau!"

Nachdem die Bekanntschaft mehr als ein Jahrzehnt gedauert, Rousseau lange in einem von der Gönnerin ihm zur Verfügung gestellten Landhause gewohnt hatte, kam es durch eine böse Klatscherei, von der noch zu sprechen ist, zum Bruch. Der Schriftsteller, obwohl tief verletzt, fand für seine gramgebeugte Seele den innigsten Ausdruck: „Könnte man vor Schmerz sterben, so würde ich nicht mehr leben; aber endlich habe ich meinen Entschluß gefaßt. Die Freundschaft zwischen uns ist zwar erloschen, aber die früher vorhandene bewahrt Rechte, die ich achten muß. Ich habe Ihre Freundlichkeit gegen mich nicht vergessen und Sie dürfen meinerseits auf jede Dankbarkeit rechnen, die man für den haben kann, den man nicht mehr lieben darf. Jede andere Erklärung wäre überflüssig, ich habe mein Gewissen zum Richter, ich überlasse Sie dem Ihrigen. Ich wollte die Eremitage verlassen, aber man behauptet, daß ich bis zum Frühjahr bleiben müßte, und da meine Freunde es wünschen, so werde ich bleiben, wenn Sie darin willigen." Die Freundin aber erwiderte in herbem Tone (4. Dezember): „Nachdem ich mehrere Jahre Ihnen alle möglichen Beweise der Freundschaft und der Teilnahme gewährt, kann ich nunmehr nichts tun, als Sie beklagen. Sie sind sehr unglücklich, ich wünsche, daß Ihr Gewissen so ruhig ist wie das meinige, das könnte für die Ruhe Ihres Lebens nötig sein. Da Sie die Eremitage verlassen wollen und müssen, so bin ich erstaunt darüber, daß Ihre Freunde Sie daselbst zurückhalten; ich meinerseits frage nie meine Freunde über meine Pflichten und habe Ihnen über die Ihrigen nichts mehr zu sagen." Am Tage, nachdem Rousseau diesen Brief erhalten, zog er aus der Eremitage fort.

Eine Frau ganz anderer Art war Sophie d'Houdetot (1730 bis 1813). Auch sie war nicht schön: pockennarbig, klein,

Digitized by Google

kurzsichtig, aber sie war witzig, anmutig, geistreich. Sie besaß auch eine gewisse Frivolität: „Ich verheiratete mich", so soll sie einmal gesagt haben, „um in die Welt zu gehen, Bälle und Promenaden mitzumachen, Oper und Schauspiele zu besuchen, aber ich ging nicht in die Welt, sah nichts, und so war ich um meine Kosten betrogen". Und als die Gesellschaft über diese Worte lachte, soll sie hinzugefügt haben: „Mein Nachbar trinkt den Wein, und ich werde berauscht davon". Aber solche Äußerungen treffen nicht ihr Wesen. Dieses war Zärtlichkeit und Güte. Sie hat einmal gesagt: „O Liebe und Freundschaft, so lange ihr für mich da seid, werdet ihr meine Tage verschönen und sie mir teuer machen". Sie liebte mit Kraft und Innigkeit, nicht ihren Gatten, der durch Treulosigkeit ihre Neigung verscherzt hatte, sondern den Dichter St. Lambert, der freilich ihrer Leidenschaft nicht wert war. In dieses Verhältnis trat Rousseau ein, von der geistreichen Frau zunächst als einer betrachtet, mit dem sie von dem Geliebten sprechen konnte, während er selbst durch sein Temperament und durch die beständige Nähe der Freundin sein Begehren nicht unterdrücken konnte. Gerade damals mit der neuen Heloise beschäftigt, war er in erregter und verzückter Stimmung. „Sie kam," so fährt Rousseau in seiner bisher benutzten Schilderung fort, „ich, der ich damals trunken von Liebe ohne bestimmten Gegenstand war, sah sie und heftete auf sie, als auf den bestimmten Gegenstand, meine Liebe. Ich sah Julie in Frau von Houdetot, und bald sah ich nur Frau von Houdetot selbst, aber mit allen Vollkommenheiten bekleidet, mit denen ich das Idol meines Herzens geschmückt hatte. Als sie nun gar als leidenschaftlich Liebende von St. Lambert zu mir sprach, da wurde ich durch ihre Stimme, durch die nahe Berührung mit ihr von einem entzückenden Schauder ergriffen, den ich noch in der Nähe keiner Frau verspürt hatte. Ich wurde von ihren Worten gerührt, ich glaubte mich für ihre Empfindungen zu interessieren, als ich ähnliche in mir wahrnahm, ich verschlang in hastigen Zügen den Becher Gift, von dem ich damals nur die Süße spürte. Endlich flößte sie mir, ohne es selbst gewahr zu werden und ohne daß ich es zuerst merkte, alle die Gefühle ein, die sie für ihren Geliebten ausgedrückt hatte."

Bei dieser ersten Begegnung blieb es nicht, und auch nicht bei den einseitigen Empfindungen. Rousseaus Leidenschaft wurde

Digitized by Google

immer stärker, so daß er die Liebe zu jener Frau als seine erste und einzige charakterisierte; aber auch von ihrer Seite mischte sich in die Bewunderung für den bedeutenden Mann Mitleid, und aus dem Mitleid entsprang Hingebung und Liebe.

Aber auch dies Verhältnis, rein und edel, bei aller Seltsamkeit und Krankhaftigkeit, das trotz seiner Halbheit zuerst den Mann beglückte, verursachte ihm schließlich tiefes Weh. Nach einer neueren Darstellung soll Therese diesen vertraulichen Verkehr gestört haben, sie habe, so sagt man, Briefe Sophiens gefunden, diese der Frau d'Epinay mitgeteilt und nach deren Rat einen anonymen Brief an St. Lambert gerichtet, den sie vor dem Eindringling warnte. Die innere Unwahrheit dieser Darstellung liegt jedoch auf der Hand. Zunächst konnte Therese kaum schreiben und, wenn überhaupt, jedenfalls so unorthographisch, daß ihr Geschreibe sie als Absenderin verraten hätte; sodann war sie viel zu indolent und kümmerte sich viel zu wenig um das innere Leben ihres Daseinsgefährten, um dieses durch Klatschereien zu zerstören, und endlich war sie schlau genug, sich durch solche Zuträgereien, die leicht entdeckt werden mußten, ihre ganz angenehme Position nicht zu verderben. Viel glaubhafter ist die Darstellung, die Rousseau gibt. Danach war Madame d'Epinay die Friedensstörerin. Sie, die frivole, gönnte ihrer Schwägerin nicht ihr stilles Glück. Sie wollte Rousseau für sich haben und dachte vielleicht daran, bei St. Lambert Dank zu finden. Sie war es, die Frau Therese zum Spionieren aufhetzen wollte, aber bei dieser vertrauensseligen, dummen und guten Frau hatte sie kein Glück mit ihren Einflüsterungen. Und so schrieb sie selbst oder veranlaßte einen anderen, den anonymen Anklagebrief zu schreiben, der die Idylle vernichtete. Sophie gab ihren Verehrer preis vor dem Drohen des Geliebten, der seinen Besitztitel reklamierte. Sie forderte ihre Briefe zurück, versicherte, Rousseaus liebesglühende Episteln verbrannt zu haben und schied nicht leichten Herzens von dem, der in ihr seine Göttin gefunden zu haben glaubte. „Es waren die letzten schönen Tage, die mir auf Erden zugemessen waren," schrieb der Unglückliche. Der Verlorenen aber widmete er kein Wort des Unmuts, sondern er verklärte, der Freundin Unsterblichkeit verschaffend, die Liebe zu ihr in seinem Romane.

Digitized by Google

7. Die neue Heloise.

Der Roman „La nouvelle Heloise" erschien 1761. Er sollte ursprünglich „La moderne Heloise" heißen, denn er modernisiert den alten Heloisenstoff. Der ursprüngliche ist folgender: Peter Abälard 1079 bis 1142, ein schon in seinen jungen Jahren berühmter Lehrer, wird, 38 Jahre alt, vom Kanonikus Fulbert in sein Haus als Lehrer seiner siebzehnjährigen Nichte Heloise aufgenommen. Lehrer und Schülerin entbrennen in heftiger Liebe, Heloise bringt ein Kind zur Welt, heiratet ihren Geliebten, leugnet aber die Ehe, um Abälard nicht an der Erringung kirchlicher Würden zu hindern. Darüber und über eine zweite Flucht erbittert, läßt Fulbert den Abälard überfallen und entmannen. Abälard wird Mönch, einer der berühmtesten Lehrer seiner Zeit, Heloise zieht sich in ein Kloster zurück und übt dort eine lange, erfolgreiche Tätigkeit; Heloise läßt den Leichnam des Mannes, dem sie zeitlebens rührende Treue gewidmet, in Paris begraben und stirbt im Jahre 1163.

Die Schicksale der modernen Heloise gestalten sich wesentlich anders: nur die innige Liebe des ungleichen, auch in dem Verhältnis von Lehrer zur Schülerin lebenden Paares und die traurige Trennung wird erzählt. Der Inhalt des Romans ist kurz folgender: In Vevey lebt die Familie des Barons d'Etange. Sie besteht aus dem Vater, einem Sechziger, einem ehrenfesten, adelsstolzen, ehemaligen Soldaten, einem strengen Haustyrannen, der gefügigen, unbedeutenden, nur für das Haus lebenden Mutter, der zwanzig Jahre alten Tochter Julie, und einer munteren, etwas unbesonnenen Nichte, Claire d'Orbe. Während einer Reise des Vaters nimmt die Mutter einen Hauslehrer St. Preux ins Haus, einen wohlunterrichteten, stolzen, jungen Mann. Aus Lehrer und Schülerin wird bald ein Liebespaar. Da die Zärtlichkeiten den Unterricht stören, dringt Julie auf ernstere Betreibung der Studien und veranlaßt eine zeitweilige, freiwillige Verbannung des Geliebten nach Meilleraie. Die Entfernung erhöht die Leidenschaft, Julie wird krank, St. Preux von der Freundin zurückgerufen; der Wiederkehrende erlangt die höchsten Beweise der Gunst der Geliebten. Von nun an betrachtet er sie als seine Gattin; beide führen aber nur ein verstecktes Dasein, ohne öffentliche Anerkennung und unter

Digitized by Google

stetem Zwang. Julie fühlt sich Mutter, will ihren Fehltritt den Eltern gestehen, ein Zufall kommt ihr zu Hilfe. Ein Engländer Lord Edward Bomston, ein reicher und nicht durch Adelsvorurteile erstickter Mann, kommt ins Haus, findet an Julie Gefallen, gerät mit St. Preux in heftige Differenzen, die zu einer Herausforderung führen, aber durch Bomston's edelmütiges Betragen geordnet werden. Er übernimmt es, nachdem er von Julie ins Vertrauen gezogen worden, mit dem Vater zu sprechen. Dies tut er jedoch in so ungeschickter Weise, daß er das Haus verlassen muß. Julie selbst bekennt dem Vater ihre Schuld; dieser erhebt die Hand gegen die Tochter, jene fällt nieder und verliert durch diesen Fall die Hoffnung, Mutter zu werden; St. Preux, der sich fast rasend geberdet, wird mit Gewalt aus dem Hause gewiesen.

In seiner Verzweiflung will St. Preux seinem Leben ein Ende machen, er ist von tiefem Mißtrauen erfüllt gegen Bomston, wittert in dessen Anerbieten, den Liebenden auf einem seiner Güter eine Zuflucht zu gewähren, unedle Motive und geht nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Dieser Aufenthalt verschafft ihm reiche Belehrung, aber keinen sittlichen Fortschritt. Gegenüber der gleichbleibenden Treue der Geliebten zeigt sich bei ihm Wanken seiner Neigung, machen sich die Folgen stark erregter Sinnlichkeit fühlbar. Er besitzt den traurigen Mut, die schlimmen Taten, zu denen seine Sinne ihn verführen, der Freundin zu gestehen. In anderer Weise gerät Julie in Bedrängnis. Claire nämlich hat sich verheiratet und will nun die Briefe St. Preux', die sie bisher verwahrt hatte, nicht mehr behalten; das an Julie übergebene Paket gerät in die Hände der Mutter; diese, schon vorher krank, gerät durch diese Entdeckung in einen hoffnungslosen Zustand. Um die Mutter zu versöhnen, verlangt Julie die Entsagung des Geliebten, er willigt nach langen Kämpfen ein; durch diese Nachricht getröstet, stirbt die Mutter in Frieden.

Die Entsagung jedoch hat St. Preux innerlich nicht verwandelt: wiederum kämpft er mit dem Entschlusse, aus dem Leben zu gehen, volle Verzweiflung bemächtigt sich seiner, da er von der Verheiratung der Geliebten hört. Der von dem Vater auserwählte Gatte ist ein Baron Wolmar, der einst dem Vater das Leben gerettet und von ihm die Hand der Tochter zugesagt erhalten hatte. Da Julie sich lange weigert,

Digitized by Google

wirft der strenge und stolze Mann sich ihr zu Füßen und fleht sie an, ihn nicht zu einem Wortbrüchigen zu machen. Da gibt sie nach. Die furchtbare Aufregung verursacht eine schwere Krankheit, sie ist dem Tode nahe. St. Preux, durch Claire unterrichtet, eilt herbei, weilt kurze Zeit bei der scheinbar Sterbenden und wünscht das Gift einzusaugen, um mit ihr gemeinsam zu enden. Aber beide werden gerettet. Die Hochzeit findet statt. Der feierliche Moment erregt in Julie religiöse Gefühle und zwingt ihr die heilige Pflicht auf, ein neues Leben zu führen. Die Ausführung dieser Vorsätze wird ihr durch eine lange Entfernung St. Preux' erleichtert, der mit Unterstützung des Lord Bomston eine mehrjährige Weltreise unternimmt.

Die Ehe Julies ist ein ruhiges, leidenschaftsloses Zusammenleben. Wolmar, der ohne, daß seine Gattin davon weiß, ihre früheren Schicksale kennt, ist der Gattin ergeben, weil sie das erste weibliche Wesen ist, das ihm Neigung eingeflößt hat; er ist ein natürlich guter, verständiger, ruhiger Mann, in religiösen Dingen indifferent, fast ungläubig. Diesen Unglauben in Gläubigkeit zu verkehren, bemüht sich Julie, aber ohne Erfolg. Die Gatten leben ruhig nebeneinander, Julie erfüllt ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter, aber sie kann die Vergangenheit nicht vergessen. Sie ist erregt, daß sie so lange von St. Preux nichts hört; ihre Erregung und Erinnerung wächst, seitdem Claire, die ihren Mann verloren hat, bei ihr lebt und seit sie in Unterredungen mit dieser Mitwisserin ihres Geheimnisses die alte Zeit wieder aufleben läßt.

Da kehrt St. Preux zurück. Er erhält von Wolmar die Erlaubnis, Julie zu sehen, wird in der Freiheit seines Verkehrs von dem unargwöhnischen Gatten wenig behindert, von ihm geradezu zum Erzieher seiner Kinder ausersehen, ja als Gast im Hause behalten, als Wolmar eine Reise unternehmen muß. Julie, die das kommende Verhängnis ahnt, sucht diese Reise zu verhindern, aber vergebens. Indessen Julie weiß ihre Frauenwürde zu wahren, und da St. Preux' leidenschaftliches Drängen immer stärker wird, ruft sie ihren Gatten zurück und veranlaßt St. Preux, in der Gesellschaft des stets bereiten Helfers Bomston eine Reise nach Italien zu unternehmen.

Die mannigfachen Abenteuer dieser Reise brauchen nicht erzählt zu werden. Sie dienen nur dazu, zu zeigen, wie

Digitized by Google

St. Preux, trotz der Leidenschaftlichkeit, die er in Gegenwart Juliens beweist und in ihrer Abwesenheit zu hegen beteuert, der Sinnlichkeit stets aufs neue zum Opfer fällt und immer wieder zwischen Reue und Verlangen schwankt. Gewiß empfindet er für Julie eine, trotz aller Unreinheit seines Handelns, rein gebliebene Gesinnung, aber das Wesen seiner Liebe ist Begierde. Julie dagegen, die unter den härtesten Kämpfen zu entsagen weiß, bewahrt ihr reines Gefühl. Sie vermag mit der Pflicht, die sie ungezwungen, ruhig, ohne innere Aufwallung erfüllt, das innige Mitgefühl für ihren Jugendgeliebten, die einzige, starke, ihr ganzes Wesen ausmachende Leidenschaft zu vereinen. Sie empfindet die unvergängliche, starke Liebe, die gleich bleibt, ob man ihr alles gewährt, ob man ihr alles versagt.

Und damit, so ungerecht es auf den ersten Blick auch erscheint, muß ihr Geschick tragisch enden, während der moralisch viel niedriger stehende Geliebte, der trotz seiner Klagen und trotz seiner vielfältigen Selbstmordversuche am Leben und seinen Genüssen hängt, das Dasein behält, wenn er auch vorgibt, es widerwillig zu tragen. Julie geht, da die Rückkehr St. Preux' nahe bevorsteht, in dem Heroismus ihrer Entsagung so weit, den Geliebten verheiraten zu wollen. Sie hat ihre Freundin Claire als Ersatz für sich bestimmt, aber der als Gatte Ausersehene widersteht, weniger aus Abneigung gegen die Auserkorene, sondern mit der Erklärung, er könne, solange Julie lebe, keinem anderen Weibe angehören. Gewiß liegt in dieser Erklärung weder eine Drohung, noch eine rohe Aufforderung zum freiwilligen Abscheiden, und der Tod Juliens, der bald folgt, ist keineswegs ein Akt der Resignation, um den ehemaligen Geliebten von sich zu befreien. Es ist eine Wirkung der Pflicht, und doch möchte man meinen, daß die Heldin, indem sie ihrem Kinde, das ins Wasser gefallen, nachspringt, einen wunderbaren Akt heroischer Entsagung vollbringt. Zwar lebend wird sie aus dem Wasser gezogen, aber sie verfällt in eine schwere Krankheit und stirbt.

Es ist ein Brief Juliens vorhanden, in dem sie von dem Geliebten Abschied nimmt. Sie drückt darin die Hoffnung aus, er werde sich mit Claire verbinden; die Erwartung, er, der Ungläubige oder in Glaubensdingen Laue werde sich dem Glauben zuwenden, und sie hält nicht zurück mit dem Bekenntnis ihrer

Digitized by Google

unwandelbaren Liebe. „Lebe wohl, mein süßer Freund. Ach, ich beschließe mein Leben, wie ich es angefangen habe. Ich sage vielleicht zuviel in diesem Augenblick, in welchem das Herz nichts mehr verhehlt. Nun, warum sollte ich fürchten, alles auszusprechen, was ich fühle? . . . Ich bin es ja nicht mehr, die mit Dir spricht, ich liege schon in den Armen des Todes. Wenn Du diesen Brief liesest, nagen die Würmer das Gesicht Deiner Geliebten und ihr Herz, in welchem Du nicht mehr wohnst. Aber könnte meine Seele ohne Dich sein? Welche Seligkeit könnte ich ohne Dich genießen? Nein, ich verlasse Dich nicht, ich werde Dich erwarten. Die Tugend, die auf Erden uns trennte, wird uns in dem ewigen Aufenthalte vereinen. In dieser süßen Erwartung sterbe ich; zu glücklich, mit meinem Leben das Recht zu erkaufen, Dich ewig ohne Schuld zu lieben und es Dir noch einmal zu sagen."

Die gewöhnlichen Romanleser des achtzehnten Jahrhunderts, und zum Teil auch des neunzehnten, stellten, um sich Art und Wesen eines Romans klar zu machen, die drei Fragen: erstens, ist er unterhaltend? zweitens, ist er sittlich? drittens, lernt man etwas dabei? Die letzte Frage scheint unserm ästhetischen Empfinden unangebracht, ja widersinnig; den ernsten Beurteilern des achtzehnten Jahrhunderts dünkte sie von entscheidender Bedeutung.

Über das Unterhaltende eines Werkes gibt es nur subjektive Entscheidungen. Wenn daher auch eine bestimmte Antwort auf diese Frage kaum gegeben werden kann, so wird man einräumen können, daß für das Unterhaltungsbedürfnis mannigfach gesorgt ist, daß eine an Abwechselung und Aufregung reiche Handlung, reich an Innenleben und äußeren Ereignissen, vorgeführt wird. Dem leichteren Zwecke der Unterhaltung dagegen widerstreitet die Briefform. Sie erlaubt dem Autor nicht, die Ereignisse so plastisch darzustellen, wie er es in einer fortlaufenden Erzählung tun könnte; sie zwingt ihn, den Handelnden oder einen Unbeteiligten das Wort über geschehene Ereignisse ergreifen zu lassen und veranlaßt ihn, nach der lehrhaften Manier jener Zeit, die Erzählung mit vielen Reflektionen zu verbrämen. Auch läßt es sich nicht leugnen, daß, so vielfältig die Briefschreiber auch sind, außer den beiden Hauptpersonen: Claire, die häufig das Wort ergreift, Mylord Edward, Frau d'Etange und einige andere,

Digitized by Google

kein abwechselungsreicher Briefton gewählt ist, die einzelnen Personen also nicht nach ihrer Individualität sprechen, sondern die Redeweise in ziemlicher Eintönigkeit mehr der schwerfälligen Abhandlung als dem leicht hingeworfenen Briefe entsprechend erscheint.

Über die Sittlichkeit dieses Werkes, wie so vieler anderer, sind die Meinungen geteilt. Die hervorragendsten klassischen Werke, z. B. die Rabelais', der Simplizissimus, selbst der Faust haben sich den Vorwurf der Unsittlichkeit gefallen lassen müssen. Demgegenüber wird man an dem Satze festhalten müssen, daß dasjenige Buch sittlich genannt werden muß, das, wenn es auch Vorgänge schildert, die der sogenannten guten Sitte widerstreiten, die Reue folgen läßt, die der Mensch innerlich empfindet oder die Strafe, die er von anderen erleidet, und daß vor allen Dingen ein solches Buch, das, fern von jeder Frivolität, die den ganzen Menschen erfüllende und ihn fortreißende Liebessehnsucht darstellt, unmöglich ein unsittliches genannt werden kann. Es mag sein, daß jüngere, leicht der Verführung anheim fallende Menschen sich durch einzelne Vorgänge des Buches in ungesunder Weise erregen lassen; ihnen gilt das von unserem Schriftsteller einmal an seinen Verleger geschriebene Wort: „Ich denke, das Buch nicht zu verändern; für junge Leute ist es nicht geschrieben".

Dürfen wir im zwanzigsten Jahrhundert die den Beurteilern des achtzehnten so unumgänglich notwendige Frage, ob man aus dem Buche etwas lernen könne, überhaupt erörtern, so muß man sie unbedingt bejahen. Denn das Werk enthält die mannigfachsten Exkurse, für unseren Geschmack nur viel zu viel, aber von den bedeutenden Kunstrichtern jener Zeit, z. B. von Diderot und Mendelssohn, als Glanzpunkte des Werkes erklärt, während Rousseau einmal sagt, er habe nachträglich Materialien, die eigentlich für das Buch gar nicht bestimmt waren, hineingearbeitet.

Um nur einzelnes anzuführen, sei der Exkurse über das Duell gedacht, in denen der gesunde Menschenverstand gegen dies kranke Überbleibsel aus den Ritterzeiten zum lebendigen Ausdruck kommt. Sodann Auseinandersetzungen über Preis und Wert der Tugend, Stellen, in denen die zahlreich angeführten Beispiele aus dem Altertum die angelegentliche Lektüre des Plutarch verraten und in denen ein moralisches Gerede

Digitized by Google

sich zeigt, das uns aufdringlich vorkommt, den meisten Zeitgenossen aber erquicklich dünkte. Einen ziemlich breiten Raum nehmen Darlegungen ein, die man als Pariser Feuilletons bezeichnen kann: über die Geselligkeit der höheren Stände, über die Pariserinnen, unter denen auch Vertreterinnen des Lasters in einer Art geschildert werden, die der guten Julie seltsam, wenn nicht geradezu abschreckend erscheinen mußte; über die Theater, wobei Ballette, klassische Tragödie, Oper usw. ausführlich behandelt werden. Daneben kommen belehrende Abschnitte über Genf und seine Bewohner vor, die einen absichtlichen Kontrast gegen die Schilderung von Paris, der Brutstätte des Lasters, ausmachen sollten, denn gerade die Unschuld, die Unverdorbenheit der kleinen Stadt sollte der Ausgelassenheit und Verderbtheit der großen entgegengesetzt werden. Andere Abschnitte belehrender Tendenz sind nationalökonomischen Inhalts; in einem soll Clarens als eine Musterwirtschaft dargestellt werden. Außer literarischen und nationalökonomischen Fragen werden mit besonderer Vorliebe religiöse behandelt: die fromme Julie hat an ihrem Liebhaber und ihrem Gatten auszusetzen, daß beide dem Atheismus zugeneigt sind und bekämpft diese Gesinnung, die ihr für das Diesseits und Jenseits gefährlich erscheint, mit großer Entschiedenheit.

In einem ungedruckten Briefe hat der Dichter selbst die religiöse Tendenz seines Werkes damit erklärt: „Ich wollte die Philosophen lehren, daß man an Gott glauben könne, ohne ein Heuchler zu sein, und die Gläubigen, daß man ungläubig sein könne, ohne deswegen ein Schurke sein zu müssen".

Zu den behandelten religiösen Fragen kann man auch die oft erörterte über den Selbstmord rechnen. Die mehrfach wiederholten Versuche des Helden, sein Leben freiwillig zu enden, werden mit Betrachtungen begleitet, die gerade den Lesern des achtzehnten Jahrhunderts der Diskussion besonders wert erschienen. St. Preux verwirft den Satz, daß es ein größeres Zeichen von Feigheit sei, sein Leben zu enden, als ein qualvolles Dasein zu ertragen; denn es gehöre mindestens ebenso viel Mut dazu, mit eigener Kraft in einem Augenblick mit dem Dasein abzuschließen, als ein langes Siechtum mit Ausdauer zu durchleiden.

Zu den unterrichtenden Darlegungen darf man endlich die politisch-sozialen und die der Natur gewidmeten Abschnitte

Digitized by Google

rechnen. Jene machen Front gegen die von vielen beibehaltenen, ja für notwendig erklärten Standesvorurteile, so daß nicht nur der bürgerliche St. Preux das Herz der adligen Julie gewinnen darf, sondern auch der von Vorurteilen freie Wolmar dem in Standesrücksichten befangenen Baron d'Etange als rühmenswertes Vorbild gegenübergestellt wird. Diese verkünden nicht nur Naturbegeisterung, sondern sind dazu bestimmt, teils vom religiösen, teils vom literarischen und landschaftlichen Standpunkte aus den Sinn für Natur zu erschließen.

Wer indessen einem bedeutenden Werke vergangener Zeit gerecht werden will, darf es nicht nur auf seinen unterhaltenden, sittlichen, belehrenden Inhalt hin prüfen, sondern muß versuchen, seine Stellung zu der vergangenen und zeitgenössischen Literatur und seine Wirkung auf die Zukunft darzulegen.

Rousseau, obgleich kein Leser ersten Ranges, konnte doch bei diesem großen, erzählenden Werke der Vorbilder nicht entraten. Aus der französischen Literatur darf man wohl den Roman „Manon Lescaut" des Abbé Prévost (1697 bis 1763 — er lebte also noch beim Erscheinen unseres Romans, hat ihn aber schwerlich gekannt —) als Hauptanreger ansehen. Dieses bereits 1733 erschienene Werk, das im achtzehnten Jahrhundert einen so außerordentlichen Eindruck machte, daß Goethe entschlossen war, einen Auszug daraus seiner Selbstbiographie beizugeben, ein Werk, das dem Autor gleichfalls den Vorwurf der Unsittlichkeit, ja den noch schlimmeren der Glorifikation einer Verworfenen zuschob, ist in seinem Inhalt von Rousseau nicht benutzt worden, denn die wunderbaren Schicksale des schönen, nicht in umfriedeten Familienverhältnissen lebenden Mädchens, das in die seltsamsten und nicht immer reinen Abenteuer verstrickt wird, ist ein ganz anderes als das der Julie, und wenn auch beide Helden wohl nach dem von Prévost geprägten Ausspruche von sich sagen können: „Ich bin geboren für kurze Freuden und lange Schmerzen", so ist doch der Ritter Desgrieux in dem älteren Romane eine ganz anders geartete Persönlichkeit als der bürgerliche Kandidat unserer Erzählung. Trotz der Verschiedenheit des Inhalts darf aber „Manon Lescaut" als das eigentliche Vorbild Rousseaus betrachtet werden und zwar besonders wegen der hier schon hervortretenden Naturschwärmerei und begeisterten Naturschilderung, wegen der Gefühlsseligkeit, die weibliche und männliche Romanpersonen er-

Digitized by Google

füllt und wegen des vom Autor nachdrücklich verkündeten Satzes, sich nicht beschränken zu lassen durch die Gesetze der Konvention, sondern mutig und entschieden der Stimme des Herzens zu folgen.

Weit bedeutsamer als das französische hat ein englisches Werk, der 1748 erschienene Roman „Clarissa" des Engländers Richardson (1689 bis 1761) auf Rousseau eingewirkt. Auch dieser Autor erlebte die Benutzung seines Werkes, äußerte sich aber unzufrieden mit der Nachahmung: er vermöge sie nicht zu lesen. Denn von einer Nachahmung darf man wirklich sprechen. Der Franzose entlehnt dem Engländer : die Intrige, z. B. daß die Heldin das Opfer eines Vaters ist, der ihre Neigung unterdrückt, und daß die verheiratete Heldin den Anstrengungen des immer noch von ihr Geliebten widersteht. Ferner läßt sich zwischen beiden Werken eine starke Symmetrie in der Aneinanderreihung von Personen erkennen. Um nur einzelnes hervorzuheben, so besitzt Julie manche Ähnlichkeit mit Clarissa, Claire mit Miß Howe. Clarissa will, wie Julie, aus dem väterlichen Hause entfliehen, sie bedient sich zu ihrer Korrespondenz der Vermittelung ihrer Freundin, die Briefe werden aufgefangen; auch der englische Roman endet mit dem Tode der Heldin, der die größte Erbauung ihrer Umgebung erregt. Auch im englischen Roman ist die Mutter der Heldin sehr unbedeutend und tritt hinter dem Vater völlig zurück; der Kolonel Morton kann als das Vorbild des Lord Edward Bomston betrachtet werden, sowohl in seiner äußeren Stellung, als in dem durch ihn gleichsam personifizierten Edelmut und Stolz; Wolmar hat, wenn er auch sonst dem Lovelace recht unähnlich ist, manche gemeinsame Schicksale mit ihm. Gewiß hat das englische Vorbild auch auf die Form des französischen Buches eingewirkt, denn letzteres entlehnt die eigentümliche Briefeinteilung gewiß dem berühmten englischen Roman. Und endlich darf man auch in der Gesinnung des Franzosen Beeinflussung durch den Engländer annehmen: wie dieser, so ist jener bürgerlich gesinnt, von frommen Gefühlen belebt und eifrig bestrebt, diese zu verkünden.

Trotzdem hat man durchaus nicht das Recht, Rousseau als einen Plagiator hinzustellen, denn die Erfindung ist doch im wesentlichen sein Werk, und das bedeutende Neue, das bei ihm sich zeigt, besteht erstens darin, daß er seinen Personen und seiner Handlung einen entsprechenden Rahmen zu geben wußte und die Schilderung der Örtlichkeiten, besonders Paris

Digitized by Google

und der Städtchen am Genfer See, den von ihm geschilderten Menschen anpaßte, besonders aber darin, daß er in seiner Darstellung der Liebe dem etwas pedantischen Engländer gegenüber ein Neuerer ist dadurch, daß er der Sinnlichkeit ihr Recht gibt und der Melancholie einen breiten Platz sichert.

Außer diesen äußeren Quellen darf man wohl von inneren reden. So verschieden auch die Schicksale der Romanheldin Julie mit denen der früher geschilderten Sophie d'Houdetot sind, so ist die letztere doch das Urbild der Romanfigur in ihren Stimmungen und in ihrer Auffassung des Lebens. Unser Schriftsteller hat ausdrücklich bekannt: „Ich sah meine Julie in Frau von Houdetot" und „wollte ich an Julie denken, so war ich bestürzt, nur an Frau von Houdetot denken zu können". Ja selbst in Einzelheiten macht sich ein Einklang bemerkbar: wie die französische adelige Dame, so bekommt auch Julie die Pocken, die sie etwas entstellen. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß Julie, die nicht das geringste mit Rousseaus ständiger Gefährtin, Therese Levasseur, gemein hat, doch einzelne Eigenschaften des „Mütterchens", der Frau von Warens an sich trägt: vielleicht schon die leichte Hingabe, besonders aber jenen Zug, den man eben nur den mütterlichen nennen kann, und der in dem Wesen Julies, weil sie einige Jahre jünger ist, als ihr männlicher Partner, etwas seltsam anmutet. — St. Preux ist Rousseau und ist es auch wieder nicht. Er hat dessen Sentimentalität, seine leichte Erregbarkeit, seine Vielseitigkeit und Unentschlossenheit; so leicht jedoch hat sich der Schriftsteller nicht niederwerfen lassen, wie sein Romanheld, und wenn auch Dankbarkeit nicht zu seinen Haupttugenden gehörte, so zeigt er doch nicht jene abschreckende Undankbarkeit, durch die St. Preux sich hervortut. — Daß Claude Anet, der einmal einen kurzen Brief zu schreiben hat, seinen Namen von dem Gärtnerburschen hat, der in Rousseaus Jugendidylle vorkam, ist wenigstens kurz zu erwähnen. Ebenso kurz kann man darauf hinweisen, daß die Zeichnung der Jugendgespielinnen, Julie und Claire, vielleicht ihren ersten Keim hat in einem Abenteuer, das dem jugendlichen Schriftsteller 1731 mit den beiden Fräulein von Graffenried und Galley begegnete. Wichtiger ist wohl darauf hinzuweisen, daß man für den Baron Wolmar das Urbild in dem französischen Baron d'Holbach sehen kann: beide sind ehrenfeste Männer, liberal in ihrer Anschauungsweise und in

Digitized by Google

ihrem Tun, sie machen von ihrem Vermögen den besten Gebrauch und bekennen frei ihren Atheismus, ohne damit zu prahlen. Doch wäre es töricht, für jede einzelne Person des Romans Modelle in den Umgangskreisen des Autors zu suchen; selbst bei eifrigstem Suchen würde es kaum gelingen, hier volle geschichtliche Wahrheit zu Tage zu bringen.

Der Roman hatte einen großen äußeren Erfolg. Man riß ihn sich beinahe aus den Händen; 12 Sous Leihgebühr wurden für die Stunde bezahlt. Zeitgenossen berichten, daß Frauen darüber weinten, bis sie krank und häßlich wurden. Eine Gräfin erklärte, eine empfindsame Dame würde diesem Autor nichts verweigern; eine vornehme Dame begann das Buch, als sie zu einem Ball gehen wollte; trotz mehrfacher Erinnerung ihrer Dienerschaft ließ sie nicht davon ab und versagte sich schließlich den Genuß des Tanzes, dem sie sich sonst gern hingab, um nur nicht die Lektüre zu unterbrechen.

Die Kritik war zum Teil enthusiastisch, zum Teil abwehrend; Mendelssohns Wort: „Hätte Rousseau lieber philosophische Aufsätze als einen Roman geschrieben" ist doch höchstens ein sehr bedingtes Lob.

Nur Voltaire verharrte in seinem Grimme. Er nannte das Werk „töricht, bürgerlich, unverschämt, langweilig". Er seufzte, daß er zu seinem Unglück das Werk gelesen habe und veröffentlichte unter falschem Namen Briefe über die Neue Heloise und eine große Romanze, die mit wohlfeilem Spott den unglücklichen Autor überschüttete. Gegen solche Angriffe nahm Rousseau nur eine kleine humoristische Rache: Auf mannigfache Anzapfungen einer Madame Bourrette, die sich La Muse Limonadière nennen ließ und sich an alle berühmten Schriftsteller herandrängte, mit der Aufforderung, bei ihr Kaffee zu trinken und auf den Hinweis, sie habe von Voltaire eine goldene Tasse bekommen, ließ er ihr schließlich sagen, er werde einmal Kaffee bei ihr trinken, nur nicht aus der Tasse, die sie von Voltaire geschenkt erhalten habe.

Was aber wollten die Spöttereien Voltaires besagen gegen den einmütigen Jubel, den das Werk in Deutschland hervorrief. Übersetzungen und Nachahmungen erschienen vielfach, man riß es sich, wie ein Zeitgenosse erzählt, aus den Händen und sprach davon in allen Gesellschaften. Wenn auch einzelne Kleine sich dagegen wehrten, Wieland und Justus Möser,

Digitized by Google

Herder und Hamann traten dafür ein, den jungen Stürmern und Drängern wurde es zu einem wirklichen Evangelium, und das von Lenz einmal ausgesprochene Wort, der Roman sei „das beste Buch, das jemals mit französischen Lettern abgedruckt worden", war die Meinung vieler. Hauptsächlich wirkte es auf Goethe ein; seine „Leiden des jungen Werther" sind trotz allem Selbsterlebten und Selbstgefühlten ein Nachklang des Werkes des Genfer Philosophen.

Will man zum Schlusse die große Bedeutung des Romans und die Ursache des lauten Augenblickserfolges und der nachhaltigen stillen Einwirkung mit wenigen Worten würdigen, so darf man mit Georg Brandes sagen: „Die Bedeutsamkeit des Werkes besteht darin, daß es an die Stelle der in der bisherigen französischen Literatur meist gepriesenen Galanterie echte Liebesempfindung und wahre Leidenschaft setzt, daß es in weit höherem Grade als viele flammende Reden zur Beseitigung der Standesvorurteile beiträgt, daß es, die konventionelle Ehrbarkeit bekämpfend, die dem Menschen innewohnende Moral, den Tugendbegriff, den jeder ehrlich Denkende sich gestaltet, setzte und daß es endlich gegenüber der damals herrschenden Naturkünstelei oder der Gleichgültigkeit gegen die Schönheiten der Natur warme und echte Begeisterung für sie setzte und laut bekundete, wie gefühlvolle Menschen durch die Schönheit und die Erhabenheit der Natur gekräftigt und erhoben würden."

---

8. „Emile."

Der „Emile" erschien 1762; wie sein Verfasser bemerkte, nach zwanzigjährigem Nachdenken und dreijähriger Arbeit. Er zerfällt in fünf Bücher, von denen die drei ersten keinen besonderen Titel führen, das vierte als „Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars" und das fünfte „Sophie oder das Weib" bezeichnet wurde. Bei der Besprechung des Werkes ist folgendes zu unterscheiden: 1. das eigentlich Romanhafte an dem Werke, das unmittelbar an die „Neue Heloise" anknüpft, 2. die Erziehungsmaximen, der wesentliche Inhalt des Buches, sowie einzelne politische Bemerkungen, und 3. die religiösen Ausführungen.

Digitized by Google

Was den Roman betrifft, so ist eine eigentliche Romanform in dem Buche nicht gewahrt. Eine wirkliche Erzählung wird nicht gegeben, statt dessen Reden, die der Erzieher hält, unter dessen Maske ja Rousseau selbst spricht, Gespräche zwischen dem Erzieher und dem Knaben, Schilderungen kleiner Reisen usw. Das Werk, so wie es nun vollendet vorliegt, schließt mit der Verheiratung des wohlerzogenen Jünglings mit Sophie, einer ähnlich gearteten und gleicherweise erzogenen Frau; ganz am Schlusse befindet sich die Mitteilung Emiles an den Lehrer, daß er bald Vater zu werden hoffe. So wollte Rousseau indessen nicht enden, es hat sich vielmehr das Fragment einer Fortsetzung „Emil und Sophie, oder die Einsamen" erhalten, ein Abenteuerroman der schlimmsten Sorte, vor allem ein solcher, der bekundet, wie wenig das sorgfältig erzogene Paar im stande war, den Wirren des Lebens richtig zu begegnen. Der kurze Inhalt dieser krausen Erzählung ist etwa folgender: Die Ehe Emils und Sophiens wird mit zwei Kindern gesegnet. Das eine, eine Tochter, stirbt. Das Paar übersiedelt nach dem Tode der Eltern Sophiens mit dem Sohne nach Paris und vergißt in den Strudeln der Hauptstadt sein Unglück. Emil gibt sich ganz den Vergnügungen hin, auch Sophie fällt, und nun glaubt Emil sich berechtigt, nachdem er dies von ihr selbst erfahren, sie zu verlassen. Nicht aus Haß, sondern aus einem Gefühl, das sich aus Selbstverachtung und Mitleid mit dem Unglück der Geliebten mischt. Er arbeitet tüchtig bei einem Handwerker, verläßt Frankreich, um Sophie die Furcht zu nehmen, er könne ihr ihren Sohn entreißen, und erlebt auf der See wunderbare Abenteuer. Er wird als Sklave verkauft, wechselt oft seinen Herrn und erlangt allmählich eine Ausnahmestellung. Damit endet das Rousseausche Fragment. Nach dem Briefe eines Freundes unseres Dichters sollte die weitere Entwickelung die folgende sein: Auf einer öden Insel findet Emil seine Sophie wieder, die als Priesterin in einem Tempel waltet, und nach seltsamen Vorgängen, unter anderem einer Scheinehe Emils mit einer jungen Dame, werden die beiden Liebenden, die ihre Vergehen bereut und sich zu einer abgeklärten, reinen Lebensauffassung durchgerungen haben, wieder vereinigt.

Man darf es gewiß nicht beklagen, daß dieses Fragment nicht ausgeführt worden ist, denn dieser Abenteurerroman, wenn er vielleicht auch einige Müssige unterhalten hätte, würde

Digitized by Google

für das Erziehungswerk keine wesentlichen Beiträge geboten haben. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Lehre, die von unserem Schriftsteller vorgetragen werden soll, die ist, daß zwei Menschen, die von Natur aus gut sind, sich nach schweren Prüfungen im Guten und zum Guten wiederfinden. Aber auf welchen Umwegen, nach welchen seltsamen, völlig unglaubhaften Verwickelungen gelangt der Autor zu diesem Resultate! Zudem wäre es den Gegnern leicht geworden, den ausgeführten Roman als Waffe gegen das Erziehungswerk auszuspielen, denn sie hätten den Unwert aller in dem Hauptwerke vorgetragenen Grundsätze gerade aus dem Unglück, den Verirrungen der beiden Helden entnehmen können und mit einem gewissen Triumph darauf hingewiesen: solche Menschen züchtet ihr durch eure Grundsätze.

Diese Grundsätze selbst lassen sich kurz so darlegen: Rousseau unterscheidet eine dreifache Erziehung: durch die Natur, die Menschen, die Dinge. Als Erziehung im strengen Sinne wird nur die durch die Menschen erfolgende bezeichnet. Ihr Ziel ist das der Natur selbst. Zu diesem Ziele, zu dem die Natur hinstrebt, müssen auch Menschen und Dinge leiten.

„Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen des Menschen." Mit diesem Satze, der am Anfange unseres Werkes steht, knüpft der Verfasser an Gedanken der früheren Arbeiten an. Nun handelt es sich aber nicht darum, den Menschen vollkommen so zu belassen, wie er von Natur aus ist, sondern darum, seine Eigenart zu benutzen, um ihn für die Gesellschaft brauchbar zu machen.

Das Ziel also, nach dem die Erziehung streben muß, ist das durch die Natur festgestellte; da durch natürliche Ordnung alle Menschen einander gleich seien, so sei der gemeinsame Beruf aller, Mensch zu sein. Neben der Natur als Erzieherin wirken zwei andere Mächte: die Menschen und die Dinge. Die Natur aber ist die bei weitem überwiegende, so daß Menschen und Dinge die inneren Zustände der Seele des Pfleglings nicht neu zu gestalten noch zu ändern vermögen. Vorhanden sind in jedem Menschen der Trieb zur Bewegung, das Vermögen zu begreifen, Gedächtnis und Einbildungskraft, Gefühl von Recht und Unrecht, endlich die Empfindung. Will der Erzieher sein Werk richtig ausüben, so muß er die Natur beobachten und

Digitized by Google

ihrer Art zu folgen sich bemühen. Da eine solche Beobachtung und Befolgung der Natur einem einzelnen gegenüber unendlich leichter ist, als vielen verschieden Gearteten, die in Klassen zusammengehäuft sind, so verdient die häusliche Erziehung den Vorzug, am besten eine, die nicht mehreren Zöglingen zusammen, sondern nur einem einzigen gewidmet ist. Der Anschluß an die Natur bedingt ferner, daß der Zögling ohne Zwang von dem Lehrer zum Lernen angehalten wird, woraus sich ergibt, daß er bei dem Fehlen jedes Zwanges ohne Verdruß und Anstrengung lernt.

Die einzelnen Erziehungsmaßregeln werden nicht in methodischer Anordnung gegeben, sondern im Anschluß an die natürliche Entwickelung des Zöglings in vier Epochen, nämlich bis zum sechsten, zwölften, fünfzehnten und zweiundzwanzigsten Jahre.

Natürlich finden sich bei der Schilderung dieser Epochen vielfache Wiederholungen, z. B. hinsichtlich der Disziplin, des Unterrichts, der moralischen Bildung; jedoch sind diese Perioden so voneinander getrennt, daß sich jede gesondert behandeln läßt.

Allerdings gilt diese ganze Erziehung nur für kräftige, wohlgestaltete und gesunde Kinder; Rousseau sagt ausdrücklich: „ich will nichts von einem Schüler wissen, der sich und anderen unnütz ist, der sich einzig damit beschäftigt, sich zu erhalten, und dessen Körper der Erziehung der Seele schadet". Gewiß ist das einseitig und moralisch verwerflich; nicht nur bedürfen die Schwächlinge besonderer Pflege, sondern erfahrungsgemäß lebt in schwachen Körpern oft ein starker Geist.

In der ersten Periode wird das Kind durchaus in Freiheit erzogen, es lernt noch nichts Bestimmtes, kein Zwang wird geübt, aber es wird auch nicht verweichlicht, vielmehr soll es angehalten werden, jede Furcht zu verbannen, Hitze und Kälte zu ertragen und sich vorbereiten durch Maßhalten und Arbeit seine Gesundheit zu kräftigen. „Maßhalten und Arbeit sind die beiden wahren Ärzte des Menschen: Arbeit schärft seinen Appetit und die Mäßigkeit verhindert, daß dieser allzustark werde. Schon das Kind soll daran gewöhnt werden, seine wirklichen Bedürfnisse zu erkennen und am Ende der ersten Periode durch deutliches Sprechen auszudrücken."

Auch die zweite Periode dient nicht dazu, den Geist zu beschweren. Spiel und Vergnügen werden gepflegt. Moralische Begriffe werden in dem Knaben geweckt, die Einbildungskraft

Digitized by Google

erlangt ihre erste Nahrung; der Körper wird mehr gepflegt als der Geist. Das Kind, das auf dem Lande aufwächst, soll früh an Landarbeit gewöhnt werden, nicht nur um seine Glieder bewegen und die mannigfachen Geräte gebrauchen zu lernen, sondern auch um sein Rechtsgefühl durch Anschauung der Begrenzung seines Gebietes und der Grenzen des Eigentums anderer zu erkennen. Ein Unterricht in Sprachen, Geographie oder Geschichte ist einstweilen ausgeschlossen, da dem Knaben das Verständnis oder die Anschauung dafür noch völlig fehlt. Auch das damals beliebte Einlernen von Fabeln wird für schädlich gehalten. Kein Zwang soll geübt werden, daß der Knabe lese, die Hauptaufgabe ist vielmehr, ihm das Lesen lieb zu machen. Geistige Befähigung kann aber nur geweckt werden durch Stärkung des Körpers. Körperliche Übungen werden nicht nur seine Abhärtung erwirken und ihm den Gebrauch seiner Kräfte lehren, sondern sie werden sein Gefühl betätigen, sein Urteil über Gewicht und Schwere begründen und seine Sehkraft, sein Augenmaß schärfen. Gerade durch diese Stärkung des Sehens wird er sich eine gewisse Kunstempfindung, das Gewöhnen an schöne Verhältnisse aneignen, zu geometrischen Beobachtungen gelangen und selbst anfangen zu zeichnen; durch Kräftigung seines Hörsinns schreitet er zur Würdigung der Musik vor, erlernt Lieder, und ahmt sie nach.

Der eigentliche Unterricht beginnt erst in der dritten Periode. Durch die Beobachtung der Himmelserscheinungen gelangt der Knabe von selbst zu Fragen nach Sonne und Sternen, von Vaterhaus und Vaterstadt aus bahnt er sich durch wißbegierige Fragen den Weg zu den umgebenden Ländern, so daß er neben Astronomie auch Geographie gleichsam spielend lernt und ebenso wird er zur Kenntnis der Physik angeleitet, macht sich mit ihren Gesetzen vertraut und gestaltet sich selbst in ähnlicher Art, wie er sich astronomische und geographische Karten zeichnet, die Geräte, die er zur Erkenntnis physikalischer Gesetze notwendig hat.

Sein Hauptlesebuch ist der „Robinson Crusoe"; dadurch soll er lernen, auf sich selbst zu stehen und nach dem Zwecke, dem Nutzen aller Dinge, zu fragen. Auch das Handwerk bleibt ihm nicht fremd, weniger um damit die Fähigkeit zu erwerben, seinen Unterhalt zu verdienen, als zu dem Zwecke, seine Hände zu brauchen, seine Geschicklichkeit zu vermehren.

Digitized by Google

In der vierten Periode tritt das Lesen geschichtlicher Bücher in den Vordergrund, vor allem Plutarch, wegen dessen schlichter und einfacher Schilderung der Helden, wogegen die anderen Geschichtsschreiber, die bloß Kriege feiern, oder ausschließlich Staatsverfassung behandeln, oder nur für Knechte und Greise sich eignen, verworfen werden. Auch Religion wird gelehrt, wovon gleich noch ausführlich zu handeln ist; Güte und Dankbarkeit werden dem Knaben eingeprägt. Da die Mannbarkeit beginnt, deren Gefahren ihm nicht vorenthalten werden, wird der Knabe durch körperlich aufregende, ihn ganz in Anspruch nehmende Mühewaltungen beschäftigt. Er wird nach Paris geführt, dort auf die Schätze der Beredsamkeit hingewiesen, zur Bewunderung der guten, zur Verachtung der schlechten Schriften angehalten.

Der „Emile" ist ein Resultat selbständigen Nachdenkens, gewiß aber hat der Verfasser einzelnes gelesen, an das er sich anschloß. Manche Anregung gewährten ihm die Werke des englischen Philosophen John Locke, und in manchem lehnte er sich an die oft von ihm benutzten Essays des Montaigne an. Rousseau selbst zitiert gern Buffon. Er nennt ihn einmal „den Philosophen, dessen Buch ich oft zitiert habe und dessen große Ansichten mir noch öfter lehrreich waren". Eine vielfach unserem Schriftsteller zum Ruhme angerechnete Vorschrift, daß die Mütter ihre Kinder selbst nähren sollten, ist gewiß nicht von ihm zuerst ausgesprochen worden; in der energischen Betonung dieser alten Weisheit mag er sich besonders angelehnt haben an die Vorschriften, die der Mediziner Tronchin und der Arzt Dessessarts gab, der 1760 in einer „Abhandlung über die körperliche Erziehung kleiner Kinder" gerade diese Forderung lebhaft ausgesprochen hatte. Einzelne Begriffe mögen aus Dauvenargues stammen, z. B. die Unterscheidung zwischen amour de soi und amour propre.

Gegenüber den Vorwürfen des Plagiats, die von Zeitgenossen und späteren gemacht wurden, betonte der Verfasser seine Selbständigkeit. Er sagte gelegentlich in einem Briefe: „wie viele Nachtwachen, welche Anstrengung hat mich dieses Werk gekostet; während ich es schrieb, habe ich so recht erfahren, wie groß die Macht eines festen und beharrlichen Willens ist. Wohl hundertmal ließ ich es liegen, und ebenso oft nahm ich es mit neuem Eifer auf". So spricht keiner, der aus bereitliegenden Quellen abschreibt, sondern nur der Selbstdenker,

Digitized by Google

der langsam und nach immer neuen Mühen zu seinem Ziele gelangt.

Es lag dem Verfasser vollkommen fern, ein pädagogisches Handbuch zu schreiben, das für Lehrer und Erzieher ohne weiteres als Grundriß angewendet werden könnte. Dafür legt das ganze Werk Zeugnis ab; deutlicher sprechen noch einzelne Äußerungen des Verfassers. Einem jungen Pädagogen, der den „Emile" zur Richtschnur zu nehmen sich vorsetzte, schrieb Rousseau: „wenn es wahr ist, daß Sie den Plan adoptiert haben, den ich zu entwerfen suchte, so bewundere ich Ihren Mut. Denn Sie sind zu einsichtig, um nicht zu begreifen, daß es sich bei einem solchen System um alles oder nichts handelt. Sage ich aber alles, so meine ich nicht, daß man sich durch meine Ideen blindlings leiten lasse — sie werden vielmehr oft der Berichtigung bedürfen —, sondern daß man an den Prinzipien festhalte und ihre Konsequenzen genau verfolge, natürlich mit steter Rücksicht auf die Modifikationen, die ihre Anwendung auf den besonderen Fall notwendig fordern . . . Sie werden sich wenigstens zehn Jahre lang, ohne jemals an sich selbst denken zu dürfen, ganz und durchaus mit allen Ihren Kräften Ihrem Zögling widmen müssen. Wachsamkeit, Geduld, Festigkeit, das sind drei Eigenschaften, die Sie keinen Augenblick werden entbehren können, wenn Sie nicht Gefahr laufen wollen, alles, ja alles aufs Spiel zu setzen."

Besonders charakteristisch aber sind zwei Anekdoten.

In Straßburg stellte sich unserem Schriftsteller ein Herr Huyard vor mit der Bemerkung: „Sie sehen hier einen Mann, der seinen Sohn nach den Grundsätzen erzogen hat, die er so glücklich war, aus Ihrem ‚Emile' schöpfen zu können". Er war ungemein verwundert, als der Angeredete ihm erwiderte: „um so schlimmer mein Herr, um so schlimmer für Sie und Ihren Sohn".

Ein Graf Görtz, der einen Prinzen erzogen und mit diesem die Reise nach Paris gemacht hatte, wollte den Verfasser des „Emile" kennen lernen. Er suchte ihn mehrmals auf, ließ durch einen Lakaien anfragen, ob der Besuch willkommen sei, und wurde stets abgewiesen. Endlich kam er selbst in einfacher Kleidung, stellte sich als jemand vor, der Noten zum Abschreiben hätte, wurde vorgelassen und gab sich zu erkennen. Er hielt dem demütig vor ihm stehenden Philosophen eine längere Rede,

Digitized by Google

die mit den Worten begann: „ich bin mit der Erziehung eines jungen Prinzen betraut, der einst über ein ziemlich großes Land regieren wird. Das Glück des ganzen Volkes wird von der Beschaffenheit seines Geistes und Herzens abhängen. Geist und Herz meines Zöglings zu bilden und für seine hohe Bestimmung vorzubereiten, ist mithin eine wichtige Aufgabe. Deshalb glaubte ich vor allem die erste Autorität im Erziehungsfache zu Rate ziehen zu müssen, und der Verfasser des ‚Emile' wird um des guten Zweckes willen meine Zudringlichkeit entschuldigen." Dann legte er die Mittel dar, mit denen er die Schwächen seines Zöglings bekämpfe, verschonte den Zuhörer nicht mit den kleinsten Einzelheiten, und fragte ihn endlich, ob er mit seiner Methode einverstanden sei. Dieser stellte die kurze Gegenfrage: „Also ein Prinz ist Ihr Zögling?" und auf die Bejahung des Grafen fuhr er fort: „nun wohl, dann ist Ihr ganzes Erziehungsgeschäft vergebliche Mühe. Verzeihen Sie, meine Zeit ist kostbar." Der Graf war tief verletzt und kehrte zu seinem Zögling zurück. Bald aber jedoch erkannte er die Wahrheit des Ausspruchs des Pädagogen. Denn als kurz darauf der Vater des Prinzen starb, wurde der Erzieher zwar höflich, aber ganz entschieden an die Luft gesetzt.

Gewiß kann man gegen das Werk, das, wie hier wiederholt werden muß, kein umfassendes Lehrbuch der Erziehung sein soll, manche Vorwürfe erheben: die lange Zeit, in der der Jüngling in Unwissenheit gehalten werden soll, die starke Hervorhebung des Nutzens, auf den die Erziehung abzielt, die falsche Vorstellung von der Natur und des Naturzustandes, die gegensätzliche Auffassung von Natur und Gesellschaft. Aber dem Tadel muß man reichliches Lob gegenüberstellen. Dies gilt den vielen ausgezeichneten Einzelbemerkungen und vortrefflichen allgemeinen Grundsätzen: über das Wesen des Unterrichts, über die Gewöhnung des Kindes an bildliche Darstellungen der zu erlernenden Gegenstände, über die Unterscheidung der verschiedenen Lebensalter mit der für die einzelnen notwendigen besonderen Erziehung, ferner die starke Hervorhebung der Unschuld und Keuschheit.

Der religiöse Abschnitt, das sogenannte „Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars", wobei Rousseau möglicherweise den Abbé Gaime und andere, die ihn in die katholische Religion eingeführt hatten, als Vorbilder benutzte, ist von

Digitized by Google

größter Bedeutung. Er ist, wie Hettner vortrefflich ausgeführt hat, ebenso ein Kampf gegen die Materialisten, d. h. gegen die, die im Stoff die alleinig beseligende Kraft sahen, als gegen die Offenbarungsgläubigen. Jenen gegenüber betonte er, daß die unbelebte Stoffwelt sich aus sich selbst heraus nicht bewegen und eine Tätigkeit ausüben könne, sondern daß es einen Gott gäbe, den der Mensch in sich und über sich fühle. Im Gegensatz gegen diese Schar von Weltweisen verteidigte er die Freiheit des Willens, lehrte die Unsterblichkeit der Seele und stellte einen angeborenen moralischen Trieb fest, statt der Selbstliebe, die jenen als alleinige Quelle des menschlichen Handelns galt. Soweit ging er aber in seiner Gläubigkeit nicht, daß er die Offenbarung zuzugeben vermochte, vielmehr leugnete er sie, teils deshalb, weil sie Gott erniedrige, teils deshalb, weil die eine, die Moses zuteil gewordene, die an andere wie Christus ergangene ausschließe. Er leugnete ferner die Wunder, die doch nur durch Menschen bezeugt seien, und konnte sich nicht entschließen, einer Religionsmeinung vor der anderen den Vorzug zu geben. Und so faßte er seinen Widerspruch gegen die eine wie gegen die andere Richtung in die Worte zusammen: „Die stolze Philosophie führt zu herzloser Freigeisterei, die blinde Gläubigkeit zu blinder Verfolgungssucht. Vermeidet beide Einseitigkeiten, bleibt unerschütterlich in der Wahrheit oder in dem, was ihr in der Einfalt des Herzens für wahr haltet. Habet den Mut, Gott zu bekennen vor den Philosophen, nehmet euch das Recht, menschlich zu predigen vor den Verfolgungssüchtigen, saget was wahr, tut was gut ist. Wer auf seinen Vorteil sieht, betrügt sich, nur die Hoffnung des Gerechten läßt nicht zu schanden werden."

Das große Erziehungswerk ist eines der wenigen, die nicht bei Michel Rey, sondern bei dem Buchhändler Neaulme gleichfalls in Holland erschienen. Über das Privilegium, das dieser bekam, beklagte sich der ehemalige Verleger. Trotzdem fiel er nicht von Rousseau ab, verpflichtete sich vielmehr damals der Therese Levasseur eine jährliche Pension von 300 Frs. zu zahlen und erkannte in einer Urkunde an, daß er dies tue aus Dank für die Vorteile, die ihm die Verbindung mit dem französischen Schriftsteller verschafft habe. Übrigens wurde, trotz des Privilegiums, das Buch auch in Holland Ende Juli 1762 verboten.

Digitized by Google

Dieses Erziehungsbuch übte die größte Wirkung am meisten wohl in Deutschland. Trotz mancher Entgegnungen wurde es grundlegend für die Fortschritte des Erziehungswesens. Basedow entnahm ihm, um nur einzelnes hervorzuheben, den fruchtbaren Gedanken des Anschauungsunterrichtes, Pestalozzi schloß sich ihm an, indem er die Natur als die große Lehrmeisterin erklärte und die handwerksmäßige Geschicklichkeit an Stelle der Bücherweisheit setzte; Fröbel ließ sich durch die Darlegungen des Franzosen anregen zu seiner Lehre der Bewegungs- und Beschäftigungsspiele.

Das Werk erlangte außerordentlichen Beifall. Selbst die Sorbonne, die ein Verdammungsurteil gegen Autor und Buch aussprach, bezeugte: „Dieses Buch, obgleich voll tötlichen Giftes, wird mit großem Eifer gelesen. Jedermann will es bei sich haben, in der Nacht wie am Tage, auf Spaziergängen und in seinem Kabinett, auf dem Lande wie in der Stadt, es gibt keine besuchtere Schule als die des Philosophen von Genf, und es gereicht gewissermaßen zur Schande, sich nicht als seinen Zögling zu bekennen."

Unter den hervorragenden Männern jener Zeit gab es nicht wenige, die sich begeistert über das Werk äußerten. Alexandre Deleyre, Theologe und Philosoph, schrieb: „Sie haben eine Sache, welche durchdringt und sich uns zuneigt, man merkt sie in sich übergehen, wenn man sie liest. Man weint vor Bewunderung, Bedauern und Sehnsucht, man ereifert sich für das Gute, übt es manchmal aus und hält das für möglich und wahr, was man niemals wirklich gesehen hat. Sie haben uns aufgeklärt über die Rechte des Gatten, des Vaters, ohne das eine und andere zu sein, fahren Sie fort, uns weitere Weisheit zu geben. Schlagen Sie uns, wie die Wolke, die nach dem Donner blitzt und ihren Inhalt ergießt, um die Erde zu befruchten."

Ein anderer, der Marquis Mirabeau, der Vater des berühmten Redners und Staatsmannes, schrieb: „Ich habe Sie gründlich gelesen, ich kenne keine Moral, die so tief eindringt, wie die Ihrige; sie schreitet mit Blitzeseile fort, sie nimmt ihren Weg mit der Sicherheit der Wahrheit, denn Sie sind immer und beständig wahr". Und der alte Geometer Clairaut bemerkte: „Ich habe das ganze Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars verschlungen und ich bin davon gerührt

Digitized by Google

gewesen, wie sein junger Freund. Ich kann nicht daran zweifeln, daß Sie ausgezeichnete Grundsätze in junge Köpfe pflanzen, da eine alte Seele wie die meine sich schon gebessert fühlt durch die Lauterkeit eines so schönen und interessanten Werks."

Natürlich fehlte es auch nicht an gegnerischen Stimmen. Außer den Vorwürfen des Plagiats wurde auch der gegen die Sprache erhoben. In einer zeitgenössischen Kritik hieß es: „Die Sprache Rousseaus ist von Vollkommenheit weit entfernt, seine Wendungen sind fast ebenso ungenau wie seine Gedanken, er scheint fast die einfachen und üblichen Worte zu verachten, um seltsame oder zweideutige aufzusuchen; manchmal macht er selbst neue, als wenn sein Ansehen genügte, um ihnen Bürgerrecht in der Sprache zu verschaffen".

Aber auch allgemeine Verdammungen wurden laut. Grimms Kritik in der Correspondence litéraire (Juni 1762) sieht einer Anklageakte verzweifelt ähnlich. Zwar gibt er zu, daß einzelne große und erhabene Schönheiten sich in dem Buche fänden, aber er charakterisiert es sonst als eine Mischung von wahren und falschen Behauptungen, von vernünftigen Sätzen und platten Unverschämtheiten. Er schreibt ihm Mangel an Natürlichkeit und Wahrheit zu und zweifelt geradezu an des Autors Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. Eine ganze Anzahl Schriften von Deforis, Turbin, Pesselier und vielen Ungenannten erschienen gegen den „Emile"; sie sind alle, wenn sie überhaupt je beachtet wurden, völlig vergessen, nur Rousseaus Buch lebt.

Gerade der Teil, von dem man hätte glauben sollen, daß er die allgemeinste Billigung finden würde, erlangte die geringste, nämlich der religiöse. Ungläubige bekämpften ihn ebenso eifrig wie Gläubige, so daß der letzteren einer, Formey, dem angeblich unchristlichen einen „christlichen Emile" entgegensetzte. Die Pariser Sorbonne verurteilte das Buch; der Pariser Erzbischof, Herr von Beaumont, erließ dagegen einen Hirtenbrief, Rousseau erwiderte in einem besonderen Buche: „Jean Jacques Rousseau, Bürger von Genf, an Christophe von Beaumont, Erzbischof von Paris". Dieser Bezeichnung des Gegners folgte eine Reihe anderer stolzer Titel, gewiß mit der Absicht, diese als kleinlich dem schlichten und stolzen Bürgertitel gegenüber zu setzen. Das Werk erhielt ein Motto aus Augustin, das so lautet: „Verzeihe, wenn ich etwas frei geredet habe, ich wollte Dich nicht schmähen, sondern mich verteidigen. Deinem Ernst und Deiner Klugheit

vertraute ich, daß Du begreifen würdest, wie dringend Du mir die Notwendigkeit des Antwortens auferlegt hast". Diesem Motto entsprach die Schrift. Sie ist eine kühne und mutige Verteidigung, die den bedeutendsten Schriften ähnlicher Gattung an die Seite gestellt werden darf. Rousseau weist nach, daß die beiden Absichten des geistlichen Verfassers: sein Buch zu verdammen und ihn persönlich zu verurteilen, völlig mißlungen seien. Er betont mit aller Schärfe seinen eigenen Glauben an Gott, er tritt mit voller Entschiedenheit für die Freiheit der Forschung und gegen den Wahn auf, durch Verfolgung eine freie Ansicht ertöten zu können.

„Die christliche Liebe mordet nicht, die Liebe des Nächsten treibt uns nicht an, ihn zu würgen, folglich ist nicht der Eifer für das Menschenheil die Ursache der Verfolgung, sondern die Eigenliebe und der Stolz. Je weniger ein Gottesdienst vernünftig ist, desto mehr versucht man ihn durch Gewalt festzusetzen; derjenige, der sich zu einer unsinnigen Lehre bekennt, kann nicht leiden, daß man sie so zu sehen sich unterstehe, wie sie ist; die Vernunft wird alsdann das größte der Verbrechen; man muß sie anderen nehmen, es koste, was es wolle, weil man sich schämt, in den Augen der anderen dieser zu ermangeln. Unduldsamkeit und Unbeständigkeit im Handeln fließen aus einer gemeinsamen Quelle. Man muß unablässig die Menschen in blöde Furcht, in bangen Schrecken setzen. Überlaßt ihr sie einen Augenblick ihrer Vernunft, so seid ihr verloren."

Er stellt in mutvollster Weise seine Anschauungen denen der Kirche, dem Gewaltigen gegenüber auf: „Ich habe mich bemüht, Ihnen begreiflich zu machen, in welchem Geiste das Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars geschrieben worden ist und welche Betrachtungen mich vermocht haben, es bekannt zu machen. Ich frage Sie, in welcher Absicht können Sie seine Lehren gotteslästerlich, abscheulich nennen, was können Sie Ärgerliches und Verderbliches für das menschliche Geschlecht darin finden. . . . Heißt es das Volk lehren nichts zu glauben, wenn man es zum wahren Glauben zurückruft, den es vergißt? Heißt das die Ordnung stören, wenn man jeden auf die Gesetze seines Landes zurückführt? Heißt das allen Gottesdienst vernichten, wenn man jedes Volk auf den seinigen beschränkt? Heißt das über alle Religion spotten, wenn man jede einzelne in Ehren hält? Kurz, ist es denn

Digitized by Google

wirklich notwendig, daß jede Religion die andere hasse; wird die Religion vernichtet, wenn man ihr diesen Haß entzieht? Aber Ihr Mächtigen wollt das Volk auf Eure Seite ziehen dadurch, daß Ihr ihm Haß gegen seine Verteidiger einflößt. Und so bringen Eure Richtersprüche, Eure Scheiterhaufen, Eure Hirtenbriefe, Eure gelehrten Zeitschriften das Volk wider mich auf. Durch Euch getäuscht, durch Euer Geschrei überredet, hält es mich für ein Ungeheuer, aber meine Schriften werden trotz Euch zu Eurer Schmach übrig bleiben, dann werden vorurteilslose Christen mit Erstaunen das Greuliche darin suchen, das Ihr darin gefunden zu haben behauptet, statt dessen werden sie nur Lehren des Friedens, der Eintracht, der christlichen Liebe neben der Moral ihres göttlichen Herrn darin finden. Mögen sie daraus Gerechtigkeit lernen, Tugend schöpfen und mich einst an Euren Verwünschungen rächen.“

Und gegenüber den Anklagen, die gegen seine Person gerichtet waren, schließt er mit den wuchtigen Worten: „Sie nennen mich einen Gottlosen; welcher Gottlosigkeit können Sie mich beschuldigen? Mich, der ich nie anders vom höchsten Wesen geredet habe, als um ihm die ihm gebührende Ehre zu erweisen, und nie anders vom Nächsten, als um unter allen die Liebe des Nächsten zu befördern? Gottlos sind diejenigen, die sich selbst zu Dolmetschern und Verteidigern, zu Schiedsrichtern zwischen der Gottheit und den Menschen aufzuwerfen wagen, die für sich die Ehren verlangen, die jener gebühren. Gottlos sind die, die sich das Recht anmaßen, auf der Erde die Gewalt Gottes auszuüben und nach ihrem Gutdünken den Himmel zu öffnen und zu schließen. Gottlos sind die, die Schmähschriften in den Kirchen, den Räumen, die geweiht sein sollten, ablesen lassen. . . . Sie nennen mich einen Betrüger, und warum? Nach Ihrer Denkart bin ich im Irrtum; wo aber liegt mein Betrug? Heißt: sich irren im Denken: betrügen? Ein Betrüger verlangt, daß man ihm auf sein Wort glaubt, daß das, was er sagt, Ansehen habe, weil er es vorbringe. Ein Betrüger ist ein Schelm, der seines Vorteils wegen anderen etwas aufhetzen möchte. Wo aber habe ich behauptet, daß man um meinetwillen glauben soll, wo liegt mein Vorteil in dieser Sache? Betrüger sind, nach einem alten Gesetzgeber, die, welche mit Zauberwerken, Beschwörungen, Geisterbannungen umgehen, ich aber habe nie derartiges angewendet.

Digitized by Google

Sie glauben, da Sie keine anderen Rechte und Gesetze als die Ihrigen kennen, es nicht nötig zu haben, sich Gerechtigkeit zur Pflicht zu machen und Menschlichkeit zu üben. Sie unterdrücken stolz jeden Schwachen, ohne irgendwem über Ihre Ungerechtigkeit Rede zu stehen; Schmähungen kosten Sie nicht mehr als Gewalttätigkeit; Sie fegen uns, wenn es Ihnen nach bürgerlichen und Staatsverhältnissen richtig erscheint, vor sich weg wie Staub. Uns dagegen ist es nicht einmal erlaubt, uns zu beklagen, wenn wir ungestraft beschimpft werden; denn wenn wir unsere Unschuld und Ihr Unrecht dartun, so werden wir noch dazu der Beiseitesetzung der schuldigen Ehrfurcht beschuldigt. Sie haben mich öffentlich beschimpft; ich habe Ihnen bewiesen, daß Sie mich verleumdet haben. Wären Sie eine Privatperson wie ich, dann könnte ich Sie vor einen gerechten Richterstuhl laden. Erschienen wir beide vor ihm, ich mit meinem Buche, Sie mit Ihrem Hirtenbriefe, so würden Sie sicher verurteilt. Nun aber leben Sie in einem Range, in dem man sich überhoben wähnt, gerecht zu sein, und ich bin nichts. Da Sie jedoch das Evangelium predigen und ein Geistlicher sind, der andere über Ihre Pflichten belehren soll, so müssen Sie wissen, was Sie zu tun haben. Ich habe meine Pflicht erfüllt; ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, und schweige."

Nicht nur durch die Häupter der Kirche, sondern auch durch die Behörden der Vaterstadt des Verfassers, durch Genf, wurde das Buch verdammt und verbrannt. Als Verteidiger der Stadt erhob sich der Generalanwalt Tronchin. In seinen Lettres de la campagne (Landbriefen) gab er eine Anzahl politischer Weisheitssprüche, die uns hier nichts angehen, und suchte aus der Genfer Verfassung heraus die Verdammung des „Emile" zu rechtfertigen. Diese Schrift, die wahrlich nicht geeignet ist, die Berechtigung des Ehrennamens eines Genfer Montesquieu, den Tronchin führte, zu erweisen, würdigte Rousseau einer Widerlegung, und zwar in seinen „Briefen vom Berge" (Lettres écrites de la montagne). Er untersuchte erstens, ob er mit böser Absicht ein verderbliches Buch geschrieben und zweitens, ob man bei der wider ihn geführten Untersuchung sich strenge an die Vorschriften und Formen der Gesetze gehalten habe und beantwortete beide Fragen mit nein. Er wies nach, daß er in seiner Schrift weder die Religion noch den Staat angreife, behauptete mit aller Entschiedenheit,

Digitized by Google

daß das Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars nicht schädlich sei, vielmehr, wenn es irgendwo eingeführt werden würde, die heilsamsten Folgen haben müsse, denn es lehre allgemeine strenge Moral, es empfehle Duldsamkeit gegen alle Andersgläubigen, bestreite höchstens den politischen Wert des Christentums, nicht seinen sozialen. Den Genfern gegenüber legte er im einzelnen dar, daß der Rat dieses Staates zur Beurteilung seiner Schrift gar nicht kompetent sei und setzte mit manchen höhnischen Ausrufen auseinander, daß derselbe Rat, der wirklich leichtfertige Schriften, besonders die Voltaires, unbeanstandet gelassen hätte, ein Buch zu verfolgen wage, das nur dem allgemeinen Besten zu dienen geeignet sei. Vielfache politische Bemerkungen, die sich auf Genfer Verfassung und Politik im allgemeinen beziehen, müssen hier übergangen werden.

---

9. Der Contrat social.

Im Jahre 1762 erschien, wiederum bei dem treuen Verleger Michel Rey in Amsterdam, das dritte hochwichtige Werk unseres Schriftstellers: Du contrat social ou principes du droit politique (Vom Gesellschaftsvertrag oder von den Grundsätzen des öffentlichen Rechtes). Auch bei diesem Werke entfaltete der Verfasser einen rührenden Eifer für die sorgfältige Herstellung des Druckes, mußte aber unmittelbar nach Vollendung des Druckes dem Verleger melden, daß das Buch keinen Eintritt in Frankreich erlangen könnte. Dieser Meldung fügte er folgende, für seine Gesinnung höchst ehrenvollen Sätze hinzu: „Aber daraus folgt nicht, daß Sie meinen Namen von einem Buche entfernen sollen, dessen Abfassung mir zur Ehre gereicht, das nur Dinge enthält, die den Empfindungen eines ehrenhaften Menschen und eines guten Bürgers vollkommen entsprechen, nichts, was ich zurücknehmen möchte, nichts, was ich nicht vor jedem zuständigen Gerichte zu verteidigen bereit wäre. Ich kenne, was meine Person, mein Gebahren, meine Rede betrifft, den Gehorsam und die Achtung, die ich der Regierung und den Gesetzen des Landes schulde, in dem ich lebe, und ich würde sehr böse sein, wenn in dieser Beziehung irgend ein Franzose besser seine Pflicht verstünde, als ich. Aber was meine, des Republikaners Überzeugungen, die in einer Republik

Digitized by Google

gedruckt werden, betrifft, so gibt es in Frankreich weder Behörde noch Gericht, noch Parlament, noch Minister, noch den König selbst, der das Recht hätte, mich darüber zu befragen oder gar mich darüber zur Rechenschaft zu ziehen. Findet man mein Buch schlecht für das Land, so möge man ihm den Eintritt versagen; findet man, daß ich Unrecht habe, so widerlege man mich; weiter nichts. Möge Ihre Freundschaft Ihnen daher keine Beunruhigung für meine Person einflößen, man kennt und achtet hier zu sehr das Völkerrecht, um es in gehässiger Weise gegen einen armen Kranken zu verletzen, dessen friedfertiger Aufenthalt in Frankreich vielleicht der Regierung nicht minder ehrenvoll ist, als ihm selbst."

Die Verurteilung des Werkes, die bald erfolgte, konnte den Verfasser belehren, wie ungerechtfertigt dies Vertrauen war.

Auch gegen diese Schrift ist die Anklage erhoben, sie sei nichts als eine Plünderung früherer Werke. Solche Vorwürfe, z. B. der, sie sei der Darlegung eines Bischofs des vierzehnten Jahrhunderts, Adémar Fabri, entnommen, verdienen keine ernstliche Widerlegung. Dagegen soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser, wie in seinen politischen Anschauungen überhaupt, so auch in denen, die er in diesem Buche vorführt, von jenem schon oben genannten Micheli du Chrest einigermaßen abhängig war, sowie daß er die Engländer Hobbes und Locke, namentlich aber den Franzosen Montesquieu, in vielen Einzelheiten benutzt hat. Nur muß man daran festhalten, daß die Grundanschauung, von der Rousseau ausging, eine wesentlich andere war, als die seines französischen Vorgängers. Während dieser das englische verfassungsmäßige Leben für das erstrebenswerteste hält, gehen die Forderungen unseres Werkes viel weiter. Sie sind die Grundlagen aller späteren Freiheits- und Gleichheitsbestrebungen geworden, weil sie von der Lehre der Volkssouveränetät (der im Volke ruhenden Herrschergewalt) ausgehen.

Das wenigst Wichtige, zugleich Bestreitbarste und mit Recht am meisten Bestrittene an dem Buche ist das, was ihm den Titel gegeben hat. Von den drei Anschauungen über die Entstehung des Staates: 1. durch Vertrag, 2. durch Unterwerfung vieler unter einen Einzelnen (Recht des Stärkeren), 3. die Idee des Staates ist der Menschheit mitgegeben, mit ihr verwachsen und mit ihr sich entwickelnd (Vorbild der Familie), nimmt Rousseau

Digitized by Google

die erste an, eine Annahme, die gewiß verworfen werden muß. Aber man hat nicht nötig, sich mit diesem Grundsatze allzu lange zu beschäftigen, da der Verfasser im weiteren Verlaufe seiner Darlegung ihn oft gar nicht mehr voraussetzt, oder ihm geradezu widerspricht. Bei diesem Vertrage, dem freiwilligen Zusammentreten aller zu einer Gemeinsamkeit, begibt sich keiner seiner Freiheit; zwischen den Einzelnen herrscht vielmehr völlige Gegenseitigkeit. Die bei dieser Neubildung gewählten Ausdrücke erklärt Rousseau folgendermaßen (nach Hettner): „Diese Körperschaft heißt Staat, sofern man sie als ruhiges und untätiges Ganzes betrachtet; sie heißt Herrscher oder Souverän, insofern sie in Tätigkeit tritt; sie heißt Staatsmacht anderen Staaten gegenüber. Die Verbündeten heißen als Gesamtheit Volk, als Teilhaber der höchsten Gewalt Bürger, als den Staatsgesetzen unterworfen Untertanen. Die Souveränetät ist unveräußerlich, unteilbar, strebt immer nach dem öffentlichen Nutzen, sie hat nur eine Beschränkung, die Menschenrechte mehr zu achten, als die des Bürgers; nur muß sie sich hüten einen mehr zu belasten, als den anderen". Diese Souveränetät besitzt Gewalt über Leben und Tod. „Denn sie hat ihre Erhaltung zum Zweck, und jeder hat das Recht, sein Leben zu wahren, um diese zu behaupten." Und ferner: „Der Verbrecher ist ein Feind des Staates und mag als solcher selbst auf den Tod verfolgt werden". Bestrafungen seitens des Staates sind aber notwendig, um Privatrache zu vermeiden: „Um nicht das Opfer eines Mörders zu werden, willigt man in seinen Tod". Natürlich darf nur der getötet werden, dessen Leben nicht ohne Gefahr der Gesamtheit erhalten werden kann, „es gibt aber wohl kaum einen Bösewicht, der nicht noch zu irgend etwas gut wäre".

Die Bedingungen, unter denen der Staatsvertrag zusammengetreten ist, erhalten ihren Ausdruck in den Gesetzen. Der Zweck dieser Bestimmungen ist Freiheit und Gleichheit; die letztere ist nicht eine völlige Einförmigkeit, namentlich der Vermögensverhältnisse, sondern sie besteht in dem freilich schwer durchführbaren Versuche zu erwirken, „daß die Macht des einzelnen nie in ungesetzliche Gewalttätigkeit, der Reichtum nie in Stimmenkauf, die Armut nie in feile Käuflichkeit ausarten kann". Bei den Gesetzen unterscheidet man (wiederum nach Hettner): „Staatsgesetze, die das Verhältnis des Ganzen zum Ganzen, d. h. das Verhältnis des Staates zum Souverän;

Digitized by Google

Zivilgesetze, die das Verhältnis der einzelnen Staatsbürger zum Staat und zu einander betrachten, und endlich Kriminalgesetze, welche die Anerkennung und Vollziehung der übrigen Gesetze sind, die Anwendung der Gesetze gegen die, welche ihnen nicht gehorchen. Eine vierte Art der Gesetze aber ist wichtiger als alle, es ist das ungeschriebene Gesetz der Sitte, des Erkennens, der öffentlichen Meinung." Das Wesen der Regierung kann sehr verschieden sein. Am meisten vorzuziehen wäre die reine Demokratie (Herrschaft des Volkes), wenn es vollkommene Wesen gäbe; die Wahlaristokratie (Herrschaft der Besten) eignet sich nur in dem Falle, wenn diese Besten nicht nur die Reichsten und Vornehmsten, sondern die innerlich Vollkommensten wären; die Monarchie, die den Vorrang verdiente, im Falle wirklich der Edelste auserwählt würde, könnte leicht dadurch entarten, daß der Herrscher seinen persönlichen Vorteil mehr im Auge hat als das Wohl des Ganzen. Es heißt einmal: „Die Monarchen streben vor allem nach einer möglichst unbeschränkten Gewalt; die Macht, die ihnen die Liebe des Volkes verleiht, befriedigt sie nicht, weil sie an Bedingungen geknüpft ist; sie wollen Unterwerfung und schweigenden Gehorsam und ziehen daher stets die Unterjochung des Landes seiner Blüte vor". Diese ganze Frage jedoch nach dem Wesen der Regierung, erscheint dem Verfasser als unerheblich, denn über sie lassen sich nicht allgemeingültige Bestimmungen treffen, sie wechseln vielmehr nach Zeitalter und Volk. Ausschlaggebend für die Güte der Regierung sei ausschließlich die Zunahme der Bevölkerung: „Die Regierung eines Landes ist gut, wenn und so lange die Zahl der Bewohner sich vermehrt".

Wie nun auch die Art des Staates sein mag, das Volk, d. h. die Gesamtheit, muß die Entscheidung in der Hand behalten. Wenn auch Rousseau nicht ganz blind gegen das Gute der Volksvertretungen ist (vergl. seine später zu würdigenden Betrachtungen über die Regierung Polens, Kap. XVII), so ist er im ganzen eher ihr Gegner als ihr Verteidiger. „Die freien Völker des Altertums," so führt er aus, „haben sie nie gehabt"; sie stammt vielmehr „aus den finsteren Zeiten der ungerechten und widersinnigen Feudalherrschaft, in welcher die Natur des Menschen erniedrigt und sein Name entehrt wurde." Gewiß muß er zugeben, daß die Zusammenkünfte aller Staatsgenossen, die er für die einzig richtigen hält, in großen Staaten

Digitized by Google

undurchführbar sind, aber gerade solche großen Staaten mißbilligt er, seinem Ideal entsprechen nur kleine. In Beziehung auf diese Kleinstaaten glaubte er nachweisen zu können: „daß und wie sich die äußere Macht eines großen Volkes mit der bequemen und wohlgeordneten Verwaltung eines kleinen Staates vereinigen ließe", wobei freilich eingeräumt werden muß, daß er diesen Nachweis nicht geliefert hat, denn das von ihm angekündigte Kapitel „über die Staatenbündnisse — vermöge derer viele einzelne sich zu einem großen Ganzen zusammenschließen können —, ein ganz neuer Gegenstand, für den die Grundsätze noch erst aufzustellen sind", wurde zwar von ihm in Aussicht genommen, aber nicht geschrieben. Gerade, weil es für solche Staatenbündnisse damals noch kein Beispiel gab — denn die Vereinigten Staaten Amerikas existierten noch nicht, und die Schweiz bot nur ein recht ungenügendes Vorbild —, bleibt schon das Fassen des Gedankens in jener Zeit wunderbar genug.

Die Entscheidung in den erwähnten Volksversammlungen und für Regierungsbeschlüsse überhaupt erfolgt durch Stimmenmehrheit; Stimmeneinheit ist nur notwendig bei der Begründung des Staates. Ein ganz besonders schwieriger Punkt ist die in allen neueren Gemeinden hervortretende Zweiheit von Staat und Kirche. Während die Völker des Altertums ihre Staatsreligion besaßen, seien die neueren europäischen Staaten — von den Völkern des Ostens und den Vertretern der dort herrschenden Religionen, auch von den Juden spricht Rousseau überhaupt nicht — teils von Bekennern verschiedener Glaubensbekenntnisse bewohnt, teils ständen sie, wenn nur von Katholiken bevölkert, unter einer eigentümlichen Nebenregierung. Darum eignet sich der Katholizismus nicht zur Staatsreligion, aber auch nicht der Protestantismus, oder die Lehre des reinen Evangeliums, weil beide die Gläubigen eher vom Staate abziehen als zu ihm hindrängen. Eine Gesellschaft vollkommener Christen würde nur scheinbar brauchbare Bürger für den Staat liefern, „jeder würde seine Pflicht erfüllen; das Volk wäre den Gesetzen unterworfen, die Häupter wären gerecht und mäßig, die Beamten unbescholten, unbestechlich, die Soldaten würden den Tod verachten, es gäbe keine Eitelkeit und keinen Luxus". Und doch sei dieses Gute eben wirklich nur scheinbar, denn es berge große Gefahren in sich, „der Christ tut zwar seine Pflicht, aber er tut sie mit vollkommener Gleichgültigkeit gegen den

guten oder schlechten Ausgang seiner Sache". Und ferner, selbst wenn alle Bürger gut wären, so würde ein Cromwell oder Catilina genügen, um den augenblicklichen Zustand völlig umzustoßen, „denn dieser würde sehr leichten Kaufes mit seinen Landsleuten fertig werden. Die christliche Liebe gestattet nicht von seinem Nächsten Schlechtes zu denken. Sobald er daher durch irgend eine List die Kunst gefunden haben wird, ihnen zu imponieren, und sich eines Teils der öffentlichen Autorität zu bemächtigen, so ist er ein Mensch in Würden, und auf ihn bezieht sich dann das Wort Gottes, daß man ihm gehorchen müsse. Man würde sich ein Gewissen daraus machen, den Usurpator zu verjagen, man würde sich die resignierte Frage vorlegen: „Was liegt daran, in diesem Jammertale glücklich zu sein?" Und ferner: die Christen seien keine guten Soldaten, „sie verstehen es besser zu sterben als zu siegen, denn ihnen ist es gleich, ob sie siegen oder besiegt werden; weiß ja doch die Vorsehung besser als sie, was ihnen ziemt".

Aus diesem Grunde befürwortet Rousseau eine neue Staatsreligion, deren Lehren sich beschränken auf die von dem Dasein Gottes, von einem zukünftigen Leben mit Belohnung der Tugendhaften und Bestrafung der Sünder, von der Heiligkeit des Staates und von der Abweisung aller Unduldsamkeit.

So wenig wie das Erziehungswerk, so wenig soll auch diese politische Schrift ein vollkommenes Lehrbuch sein, das bei der Errichtung und Verwaltung der Staaten zu Grunde gelegt werden kann. Es ist das Werk eines Grüblers, der seine Augen vor der Welt, wie sie ist, verschließt. Gewiß kommen einzelne Hinweise auf die damaligen Zustände vor, einmal findet sich sogar eine interessante politische Prophezeiung, es heißt nämlich II, 8: „Das russische Reich strebt danach, Europa zu unterjochen, wird aber selbst unterjocht werden. Denn die Tartaren, seine Untertanen oder seine Nachbaren werden seine und unsere Herren werden: diese Revolution erscheint wieder unvermeidlich. Alle Könige Europas arbeiten einmütig daran, ein solches Resultat zu beschleunigen." Aber im ganzen schöpft der Schriftsteller, abgesehen von neueren Lehrmeistern, denen er, wie schon gezeigt wurde, folgte, seine Weisheit aus den Staaten des Altertums. Sodann ist er beeinflußt von den Zuständen seiner Heimat: wie auch sonst

schwebt ihm Genf vor als Ideal eines Staates; die glückliche Ohnmacht erschien ihm für die Gemeinden als der beneidenswerteste Zustand. Ferner befindet sich der Schriftsteller im Widerspruche mit sich selbst. Man braucht freilich kein großes Gewicht darauf zu legen, daß, während in der „Neuen Heloise“ der behagliche Zustand einer vermögenden, reichen Familie mit verlockenden Farben geschildert wird, sich hier Ansätze zu kommunistischen Ideen finden, daß nämlich der Staat die Güter einzelner einziehen kann (kann, aber nicht soll oder muß); auch darauf nicht, daß in unserem Buche der Gottesleugner, der vorher die oben erwähnte Staatsreligion anerkannt hatte, wegen seines Rückfalls mit dem Tode bestraft werden soll, während Rousseau selbst die Duldsamkeit lehrte und wiederum in jenem Romane einen Ungläubigen liebenswürdig und mit Wohlwollen geschildert hatte. Ein wirklicher Widerspruch liegt darin, daß der Staatsvertrag eine festgefügte Gesellschaft ist, die Unterwerfung des einzelnen unter den Gesamtwillen voraussetzt, während Rousseau sonst immer grundsätzlich darauf ausgeht, den Menschen vom Joch der gesellschaftlichen Einrichtungen zu befreien.

Auch dies Buch wurde an manchen Orten verurteilt. Zu einer solchen Bestrafung gaben aber gewiß mehr die religiösen Ansichten als die politischen Veranlassung. Und doch sind es nicht jene, die unmittelbaren Einfluß übten, sondern die politischen, die geradezu bestimmend für die Folgezeit wurden. Die Redner der großen französischen Umwälzung stützten sich auf die Lehren unseres Buches; die ganze Folgezeit hallte wieder von seiner Predigt der Freiheit und Gleichheit. Trotzdem ist es widersinnig, weil ungeschichtlich, Rousseau ausschließlich schuld zu geben an der großen französischen Revolution, als wenn ein derartiges Weltereignis, eine naturgemäße Folge jahrhundertelanger Entwickelung, eine notwendige Sühne für lange Schuld durch die Mahnungen eines einzelnen hervorgerufen werden könnte. Und ebenso ungerecht ist es, ihn verantwortlich machen zu wollen für die Greuel, die im Verlaufe dieser Revolution die große Bewegung schändeten; denn er hat ausdrücklich solche Blutbäder, die er ahnte, im voraus verurteilt. Der Jakobinismus wird verdammt durch die Worte: „Es gibt keinen allgemeinen Willen mehr, wenn eine der Teilversammlungen so groß ist, daß sie alle die übrigen

Digitized by Google

beherrscht". Er spricht gegenüber dem Bürgertume, „diesem gesündesten Teile des Staates", mit Schrecken von „der vertierten, verworfenen, rohen Masse, die sich durch jeden Wahn erregen läßt, bereit, sich zu verkaufen, weil sie das Brot mehr liebt als die Freiheit". Er geißelte im voraus die Schreckensherrschaft, die darin bestehe, Unschuldige dem Wohle der Menge zu opfern, und erklärte diese Schreckensmänner „als eine kleine Schar, die nicht das Volk, sondern dessen Verderber sind und die viele für ihr eigenes Wohl vernichten, statt sich dem Heile des Ganzen zum Opfer zu bringen".

Mit dieser großen politischen Schrift stehen andere kleinere in einem mehr inneren als äußerlichen Zusammenhange. Die eine, früher als das Hauptwerk, 1755 geschrieben, ursprünglich ein Beitrag zum Band V der Enzyklopädie, ist als „Abhandlung über die politische Ökonomie" bezeichnet. Sie deutet den Staatsvertrag an, konstatiert den Gegensatz zwischen allgemeinem und Privatwillen und stellt drei Regeln der volkstümlichen Regierung auf: 1. Verwirklichung des allgemeinen Willens durch die Gesetze, 2. Vermittelung des Willens der einzelnen mit dem allgemeinen und Begründung der Herrschaft der Tugend, 3. Sorge der Regierung für die Staatsbedürfnisse, wobei die Grundsteuer verworfen, die Luxussteuer dagegen als wohltätig bezeichnet wird.

Die zweite und dritte politische Schrift, beide später als das Hauptwerk, sind Verfassungsentwürfe, zu denen der Verfasser des „Staatsvertrages" durch Angehörige verschiedener Staaten aufgefordert wurde, Zeugnisse des Ansehens, das er durch sein Werk erlangt hatte. Die eine wurde von Korsika erbeten. Über dies Ländchen, das sich 1755 unter Pascal Paoli von der Genuesischen Herrschaft befreit, hatte sich Rousseau im „Staatsvertrag" günstig ausgesprochen. Zum Dank dafür veranlaßte ihn ein korsischer Edelmann, Buttafuoco, zum Entwurfe einer Verfassung, den Rousseau auch nach manchen Ausreden lieferte. Er verlangte zunächst, daß der Staat sich selbst Freiheit und Unabhängigkeit verschaffe und für Wachstum der Bevölkerung sorge. Förderung des Ackerbaus (nicht Handel und Verkehr) müßten die Grundlage der Beschäftigung bilden. Die beste Regierungsform sei die Demokratie, freilich „die reine Demokratie paßt nur für eine kleine Stadt, nicht für

Digitized by Google

eine Nation"; Korsika bedürfe daher „einer gemischten Verfassung, nach der das Volk nur in Abteilungen zusammentritt und die Träger der Gewalt oft wechselt". Die Genuesen, die früher die Insel beherrscht, hätten eigentlich wider ihren Willen alles getan, um das Volk der Freiheit zuzuführen, 1. durch Verhinderung des Handels, 2. durch das Verbot der Ausfuhr von Lebensmitteln, 3. durch Einteilung des Landes in möglichst viele kleine Bezirke, eine Einteilung, die sie zur Erhebung der Steuern vorgenommen, die aber sehr wichtig für die Durchführung demokratischer Einrichtungen sei, 4. durch Unterdrückung des Adels und durch Beschränkung seiner Würden. Nun aber müsse noch mehr geschehen. Auch die Städte müßten ihrer Vorrechte entkleidet werden. „Der dumme Hochmut der Städter erniedrigt und entmutigt den Landmann. Einem weichlichen Leben und den Leidenschaften dieser Welt hingegeben, stürzen sie sich in Ausschweifungen und verkaufen sich, um ihre Gelüste zu befriedigen. Das Interesse macht sie knechtisch, das Nichtstun unruhig; sie sind stets Sklaven oder Aufrührer, niemals aber freie Menschen." Nur eine einzige Stadt solle als eine Art Hauptstadt gelten, vielleicht Corte. Jedenfalls müsse diese in leichter Verbindung mit allen Plätzen des Landes sein. Das Einkommen des Staates, das besser aus Naturalien als aus Geld bestehe, müsse sich zusammensetzen: 1. aus brachliegenden Ländereien, 2. aus den Zehnten der geistlichen Güter, 3. aus den Fronen der einzelnen Bürger. Die Steuererhebung müsse nicht in Pacht gegeben, sondern angestellten Beamten überlassen werden. — Der Verfassungsplan war kaum abgegeben, als Korsika seine Freiheit verlor und französisch wurde.

Der zweite Verfassungsentwurf, die letzte politische Schrift, gilt Polen. Die Polen, die sich 1768 gegen Stanislas Leszcinski erhoben, schickten einen Abgesandten nach Paris, um gute Ratschläge einzuholen. Dieser wandte sich auch an Rousseau, der im Jahre 1772 mit der Schrift antwortete: „Betrachtungen über die Regierung Polens und über deren vorgeschlagene Verbesserung". Die Lehren, die Rousseau aus den alten Einrichtungen entnimmt, enthalten etwa folgendes: Polen, umgeben von vielen großen Reichen, müsse den Hauptwert darauf legen, innerlich zu erstarken und zu diesem Zwecke die Vaterlandsliebe pflegen, durch öffentliche Belohnungen zu der Vermehrung der

Digitized by Google

patriotischen Tugenden anhalten; dazu sei auch geeignet, daß alle die gleiche polnische Kleidung trügen und daß öffentliche Spiele eingerichtet würden, die die Kraft und den Ehrgeiz anspornten; eine gewisse öffentliche Anerkennung (décoration), nicht etwa Orden, sondern eine Art von öffentlicher Belobigung solle denen gegeben werden, die sich ein Verdienst erworben hätten; die möglichste Verminderung des Luxus müßte eintreten.

Für die Erziehung haben als Hauptpunkte zu gelten: Pflege des Körpers, gemeinschaftliche Spiele; unter den letzteren wird eine Art Staatsspiel empfohlen, durch das schon die Knaben die Regierung kennen lernen. Die Erziehung hat durchaus von Staats wegen zu erfolgen: die Lehrer werden vom Staate ernannt.

Das Hauptübel sei die Größe des Staates. Man müsse daher das Ganze in Provinzen, die Provinzen in Palatinate zerteilen. Bisher sei die polnische Nation aus drei Ständen zusammengesetzt gewesen: „den Adligen, die alles, den Bürgern, die nichts, und den Bauern, die noch weniger als nichts waren;" ein derartiger Zustand müsse aufhören, statt dessen Gleichmäßigkeit aller eintreten.

Die ausführende Gewalt soll einer permanenten Korporation (dauernden Körperschaft), einem Senat, übertragen werden. Die Abgeordneten zu einer solchen müßten häufig gewählt werden, und zwar so, daß die Wiederwahl der Abgeordneten unstatthaft sei; die Gewählten müßten sich streng an ihre Aufträge binden. Die Versammlung dieses Reichstages, auf dem die Abgeordneten ohne Waffen zu erscheinen hätten, sollten etwa sechs Wochen lang tagen. Über dem Ganzen stehe ein Wahlkönig, der höchstens die Bischöfe einzusetzen, nicht aber die Senatoren zu ernennen habe; diese letzteren seien die ausschlaggebende Macht, aber freilich nur in ihrer Gesamtheit oder nach Stimmenmehrheit. Den einzelnen sei das Recht des Widerspruchs (liberum veto) zu nehmen, durch das sie bisher berechtigt gewesen wären, jeden Beschluß ungültig zu machen.

Freilich konnte auch in diesem Falle Rousseau als praktischer Gesetzgeber nicht wirken, die Selbständigkeit Polens ging zu Ende; die Nachbarmächte, die sich in Polen teilten, fragten nichts nach den Vorschlägen des französischen Weltweisen.

Digitized by Google

10. Lebensende.

Die Betrachtung der drei großen Werke und der damit im Zusammenhang stehenden kleineren Arbeiten, die den Weltruhm unseres Schriftstellers ausmachen, sollte nicht voneinander getrennt, die Darlegung dieser wichtigsten Arbeiten nicht durch eine Erzählung unwichtigerer Lebensereignisse unterbrochen werden. Diese Bücher, die recht eigentlich Rousseaus Lebenswerk darstellen, bedeuten zugleich einen Umschlag in seinem Dasein. Zu einer anderen Zeit und in einem anderen Lande hätte ein einziges derartiges Buch genügt, dem Verfasser einen unbestrittenen Ehrenplatz zu erwerben; alle drei — Bücher der verschiedensten Gattung und jedes in seiner Art epochemachend — brachten ihm geringen Lohn, verschafften ihm außer einzelnen ermunternden brieflichen Zeugnissen und wenigen lobenden Besprechungen keinen lauten Ruhm, ja dienten nur dazu, ihm das Land, das er zwei Jahrzehnte hindurch als seine Heimat zu betrachten sich gewöhnt hatte, zu verschließen und ihn zu einem irrenden Ritter zu machen. Aber sie bewirkten noch Schlimmeres. Denn man kann noch so sehr das Bewußtsein in sich tragen, etwas Vortreffliches geleistet zu haben; durch das Ausbleiben jeder Anerkennung, ja durch Verkennung, die an Stelle des gehofften Verständnisses tritt, wird auch der Gesündeste erschüttert. Gesund aber war Rousseau nicht. Nun sah sich der Kränkliche der Ruhe und der gewohnten Bequemlichkeiten beraubt, der zu Mißtrauen und zu dem Glauben an eine Schar von feindselig Gesinnten Geneigte mußte als Wirkung dieser Verfolgungen zu dem Glauben an eine Verschwörung aller wider ihn gelangen. Er mußte Schaden nehmen an seiner Seele.

Zunächst war er genötigt, Frankreich zu verlassen. Am 9. Juni 1762 beschloß das Parlament seine Verhaftung; da er diesen Beschluß voraussah, verließ er in der Nacht vom 8. zum 9. die Stadt Paris. Er begab sich nach der Schweiz, wo er drei Jahre hindurch ein unruhiges, für seinen Gemütszustand geradezu qualvolles Leben führte. Zuerst lebte er in Genf, in der sicheren Hoffnung, daß diese seine Vaterstadt, die sich eine Ehre daraus gemacht hatte, ihn als Bürger aufzunehmen, ihn gegen die Verfolgungen anderer schützen würde.

Digitized by Google

Zu seiner Betrübnis, ja fast zu seiner Verzweiflung mußte er erleben, daß sich auch dort eine so feindselige Stimmung wider ihn zeigte, daß er genötigt wurde, Genf zu verlassen. Er ging nach Bern. Auch dort sah man sein Bleiben, wie er sehr bald inne wurde, so ungern, daß er es vorzog, die republikanische Schweiz zu meiden und das unter preußischer Oberhoheit stehende Neufchâtel aufzusuchen. Er wählte ein weltabgeschiedenes Dörfchen, Motiers-Travers, zu seinem Aufenthalte. Von dem preußischen Statthalter Lord Keith wurde er freundlich aufgenommen und merkwürdige Beziehungen zu Friedrich dem Großen, dem einzigen mächtigen Herrscher, mit dem der Schriftsteller in wirkliche Verbindung trat, knüpften sich daran. Aber wie dürftig waren diese Beziehungen, wenn man sie mit der aufwallenden, trotz aller Enttäuschung leidenschaftlich festgehaltenen Freundschaft desselben Königs zu Voltaire oder mit der opferfreudigen und tatkräftigen Bewunderung der mächtigen Herrscherin des russischen Reichs, Katharina II., für Diderot und Grimm vergleicht. Unserem Schriftsteller eröffnete sich das Herz der Mächtigen nicht, reiche Gaben wurden ihm nicht zuteil, höchstens gnädige Duldung, noch dazu mit etwas Hohn und Spott versetzt.

Freilich auch Rousseau hatte sich nicht in die Gnade des preußischen Königs hineingeschmeichelt, vielmehr hatte er ihn in seinem „Emile" unter leicht kenntlicher Umhüllung spöttisch erwähnt; in seinem Häuschen zu Montmorency hatte er unter ein Bild des Königs Verse geschrieben, die in jener klatschsüchtigen Zeit dem in Paris gut bedienten Herrscher wohl zu Ohren gekommen sein mögen, Verse etwa des Inhalts: „Er denkt als Philosoph und beträgt sich als König, Ruhm und Nutzen betrachtet er als Gesetz, ja als seinen Gott".

Einem also gesinnten Manne gnädig gegenüber zu treten, dazu bedurfte es ungewöhnlicher Hochherzigkeit, um so mehr, da der Flüchtling dem mächtigen Herrscher nicht demütig nahte, sondern voll Selbstbewußtsein folgendes an ihn schrieb: „Sire, ich habe viel Übles von Ihnen geredet, ich werde es vielleicht noch ferner tun. Dennoch, aus Frankreich, Genf, dem Kanton Bern verjagt, suche ich Zuflucht in Ihren Staaten. Vielleicht war es ein Fehler, daß ich nicht damit anfing; dies Lob ist eines derjenigen, dessen Sie würdig sind. Sire, ich habe von Ihnen keinerlei Gnade zu erhoffen und verlange keine, allein ich

glaubte, Ew. Majestät erklären zu sollen, daß ich in Ihrer Macht bin und darin sein wollte. Ew. Majestät kann über mich verfügen, wie es Ihnen beliebt."

Nicht dem Briefschreiber, sondern seinem schon genannten Vertreter erwiderte der Monarch folgendes: „Ihr Brief über Rousseau aus Genf, mein teurer Lord, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich sehe, daß wir einer Meinung sind, man muß dem Unglücklichen zu Hilfe kommen, der nur darin fehlt, daß er sonderbare Meinungen hat, von deren Richtigkeit er aber überzeugt ist. Ich werde Ihnen 100 Thaler zahlen lassen, von denen Sie die Güte haben werden ihm geben zu lassen, was er braucht." Nachdem er sich dann über des Schützlings Grundsätze ausgesprochen und dabei folgende Phrase gebraucht hatte, die fast wörtlich an einen oben angeführten Satz Voltaires anklingt „ich gestehe, daß meine Ideen von den seinigen so verschieden sind, wie das Endliche vom Unendlichen; er würde mich nie überreden, Gras zu fressen und auf allen Vieren zu kriechen", schloß er mit folgender Abweisung dessen, dem er trotzdem Schutz gewährte: „Es ist lächerlich, uns predigen zu wollen, daß wir alle gleich sind und daß wir daher leben müssen wie die Wilden, ohne Gesetze, ohne Gesellschaft und ohne Polizei, daß die schönen Künste den Sitten geschadet haben und andere ebenso haltlose paradoxe Meinungen". Aber nun bezeigte sich Rousseau wieder stolz, nahm nichts von der dargebotenen Gabe an, sondern schrieb die nachstehende Antwort: „Sire, Sie sind mein Beschützer und Wohltäter, und mein Herz ist für Dankbarkeit geschaffen; ich werde Ihnen, sobald ich es vermag, meine Schuld bezahlen. Sie wollen mir Brot geben? Ist denn aber unter Ihren Untertanen keiner, dem es fehlt? Entfernen Sie aus meinen Augen jenes Schwert, das mich blendet und verletzt; es hat nur zu sehr seine Schuldigkeit getan, und der friedliche Herrscherstab ist verlassen. Die Bahn ist groß für Könige Ihres Schlages, und noch sind sie weit vom Ziel; aber die Zeit drängt und wenn Sie es erreichen wollen, haben Sie keine Zeit zu verlieren. Könnte ich Friedrich den Gerechten und Gefürchteten seine Staaten mit einem zahlreichen Volke bedecken sehen, dessen Vater er wäre! Dann wäre Jean Jacques, der Feind der Könige, bereit, auf den Stufen Ihres Thrones zu sterben."

Digitized by Google

Kurze Zeit wurde Rousseau wirklich Untertan Friedrichs, Bürger in dem Dörfchen, das er zu seinem Wohnsitze ausersehen hatte. Diese friedliche Ruhe jedoch dauerte nicht lange. Durch einen nächtlichen Angriff, den man sehr mit Unrecht als einen durch Theresens Bemühungen angestifteten bezeichnet hat — denn welchen Grund sollte diese Frau gehabt haben, selbst wenn ihr jener Aufenthalt unleidlich gewesen wäre, auch sich, nicht nur ihrem Mann, die schwersten Unannehmlichkeiten zu bereiten? —, wurde er genötigt, fortzuziehen. Er blieb einige Zeit auf der Petersinsel zu Biel und bezeichnete die dort zugebrachte Epoche als eine der ruhigsten und glücklichsten seines Lebens. Aber auch aus diesem glücklichen Aufenthalte wurde er durch die Nachstellungen der Berner Gewalthaber verwiesen. Nun dachte er ernstlich an Preußen, zog es aber doch vor, statt nach Preußen, — wohin er wirklich gar nicht gepaßt hätte, weder in das stolze Potsdam, noch in das bescheidene Französisch-Buchholz, deren eines ihm zugedacht war, — nach England zu gehen. Mit der Aufgabe des Planes, seine Zuflucht in Preußen zu suchen, war die Beziehung zu Friedrich noch nicht ganz zu Ende. Noch einmal, am 30. März 1766, schrieb er, eigentlich ohne rechte Veranlassung, folgenden geschraubten Brief an den Weisen von Sanssouci: „Sire, ich schulde dem Unglück, das mich verfolgt, zwei Güter, die mich darüber tröstes; des Lord Keith Wohlwollen und Ew. Majestät Schutz. Genötigt, fern von dem Staate zu leben, wo ich unter Ihren Völkern eingeschrieben bin, bewahre ich die Liebe zu den dort von mir übernommenen Pflichten. Gestatten Sie, Sire, daß Ihre Wohltaten mir mit meiner Dankbarkeit folgen und daß ich stets die Ehre habe, Ihr Schützling zu sein, wie ich stets Ihr getreuester Untertan sein werde." Der König aber antwortete nicht. Trotzdem wurde eine königliche Antwort verbreitet — denn unser Privatbrief ward in jener Zeit, in der nichts geheim blieb, bald allgemein bekannt —, diese Antwort ist indessen gewiß das Werk von Rousseaus Gegnern, vermutlich von Horace Walpole. In ihr kommen folgende Sätze vor: „Ich bewundere Ihre Talente, ich ergötze mich an Ihren Träumereien, die, beiläufig gesagt, Sie zu viel und zu lange beschäftigen. Man muß endlich weise und glücklich sein. Sie haben genug von sich reden machen durch Seltsamkeiten, die einem großen Manne wenig anstehen. Zeigen Sie Ihren Feinden, daß Sie manch-

Digitized by Google

mal auch gesunden Menschenverstand haben; das wird sie erzürnen, ohne Ihnen Unrecht zu tun. Ich will Ihnen Gutes tun; wenn Sie aber darauf bestehen, sich den Kopf zu zerbrechen, um neues Unglück zu ersinnen, so wählen Sie, wen Sie wollen; ich bin König und kann Ihnen davon verschaffen soviel Sie wünschen."

Rousseau ging nach England. Auch dies Land indessen wurde nicht sein dauernder Zufluchtsort, sondern eine neue Station auf seinem Leidenswege. Von David Hume geleitet, kam er nach London (1766) und lebte dort einige Zeit. Ob er wirklich das ihm zugeschriebene Wort gesprochen hat: „Endlich habe ich das Glück, in einem Lande zu leben, dessen Sprache ich nicht verstehe", bleibe dahingestellt; jedenfalls ward ihm dieses Glück nicht lange und nicht unvermischt zuteil. Gewiß trug die übergroße Empfindlichkeit Rousseaus starke Mitschuld an seinem Unbehagen, aber auch der Mangel an Zartheit seitens seines Gönners, die allzu offen zur Schau getragene Bemühung einem Kranken, einem Kinde nicht wehe zu tun, wäre im stande gewesen, einen weniger Reizbaren zu verbittern. Auch in Wootton, bei Humes Freund Davenport, war es nicht besser, und fast noch schlimmer während einer dreijährigen Irrfahrt in den verschiedensten Städten des nördlichen und südlichen Frankreich.

Von 1770 bis 1778 lebte er wieder in Paris. Er nahm, wieder selbständig und unabhängig von der Gunst der Großen, die ihn mehr gequält als gefreut und innerlich frei gemacht hatte, die Tätigkeit des Abschreibens von Noten auf. Man muß die Ausübung dieses Geschäfts nicht nur der Laune eines Kranken zuschreiben, es liegt vielmehr darin etwas geradezu Erhebendes: die Befriedigung eines unbezähmbaren Selbständigkeitsdranges; und damit verbunden etwas ungemein Rührendes: diese Nötigung zu einer immerhin mäßig bezahlten, dabei überaus zeitraubenden handwerksmäßigen Arbeit, zu deren vollendeter Ausführung doch einiges Kunstverständnis und fachmännisches Wissen erforderlich war.

Der Zeit der Irrfahrten gehören wenige, der des bleibenden Aufenthaltes in der Hauptstadt Frankreichs mehrere Schriften an. Einige davon, die religiösen und politischen, sind im Anschluß an den „Emile" und den „Gesellschaftsvertrag" bereits behandelt, andere, die Pflanzenkunde betreffend, können, da sie

Digitized by Google

besondere Fachkenntnisse voraussetzen, hier nicht eingehend gewürdigt werden. Nur soviel sei erwähnt, daß diese Schriften von guter Beobachtung, unermüdlichem Fleiß und großer Sorgfalt Zeugnis ablegen, daß sie ihm Freude gewährten, weil sie ihn von sich und den Menschen ablenkten, so daß er mit Hinblick auf sie den herzzerreißenden Ausspruch tat: „Meine Frau und mein Kräuterbuch sind die einzigen, die mir einige Tätigkeit verleihen können". Auch die endgültige Gestaltung der ersten Bücher der Bekenntnisse und die Abfassung der letzten Teile dieses merkwürdigen Buches, gehören in diese letzte Zeit; dies Werk selbst braucht, da es am Anfang dieser Schrift ausführlich behandelt wurde, hier nur kurz genannt zu werden.

Schon in dieser Schrift ist manche von düsterster Stimmung, von starker Verbitterung eingegebene Stelle sehr zu beklagen; wirklich bedauerlich sind die letzten Schriften, weil sie von Krankheit und Unvernunft Zeugnis ablegen. Es sind die Dialoge (Unterredungen) oder, wie sie auch genannt werden: Rousseau juge (Richter) de Jean Jacques und die Rêveries d'un promeneur solitaire (Träumereien eines einsamen Spaziergängers).

Die erstere, die Unterredungen — denn die Schrift ist in Form von Unterhaltungen zwischen Rousseau und einem Franzosen abgefaßt — sind eine Anklageschrift gegen die vermeintlichen Feinde, denn nun sah er wirklich Feinde ringsum. Außerdem bieten sie eine Selbstschilderung und Beurteilung, die von dem Lebenden für die Lebenden bestimmt war, da die Bekenntnisse, wenn auch vielfach in den Kreisen Vertrauter vorgelesen, doch erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt werden sollten, und wirklich gedruckt wurden. Es ist durchaus die Schrift eines schwer Leidenden, seltsam, weitschweifig, von absonderlichen Voraussetzungen ausgehend, mit den eigentümlichsten Vorschlägen. Aber sie enthält merkwürdige Beiträge zu seiner Beurteilung, höchst interessante Bemerkungen über das Wesen jener Zeit und über ihre geistigen Strömungen.

Er gibt einmal eine Schilderung seines Äußeren: „Es ist wahrhaftig kein schöner Mann, er ist klein, neigt sich beim Gehen nach vorn, ist kurzsichtig, hat kleine, tiefliegende Augen, schreckliche Zähne, unregelmäßige, durch das Alter zerstörte Züge". Von seinem Inneren sagt er: „Er ist eher nicht böse als gut; er hat eine gesunde, aber schwache Seele, die die

Digitized by Google

Tugend anbetet, ohne sie zu üben, die das Gute liebt, aber es doch nicht tut . . . sanft und mitleidig bis zur Schwäche, durch Schmeicheleien leicht zu behandeln und zu unterwerfen, aber vor allem nach Ruhe verlangend . . . er ist in gleicher Weise feind dem Stolz, der Eitelkeit wie der Bescheidenheit; zufrieden in seinem Selbstbewußtsein, ohne Verlangen sich mit einem anderen zu messen. Er ist von Natur heftig. Er verbringt sein Leben damit, große und kleine Fehler zu begehen und sie durch lange Anfälle von Reue zu sühnen. Er besitzt weder Klugheit noch Geistesgegenwart. In seiner unglücklichen Schwerfälligkeit sagt er in gleicher Weise was ihm schadet, oder was ihm nützt, ohne den Unterschied zu merken. Mit einem Wort: er hängt durchaus von seinem Temperament ab und ist trotz alles Unglücks, das ihm Geschick und Menschen bereitet haben, so geblieben, wie die Natur ihn gebildet hatte."

Allerdings kam er, wie er selbst in einem Anhange zu jener Schrift mitteilte, auf die seltsamsten Schrullen. Er verfaßte eine Art Rundschreiben „an jeden Franzosen, der noch Recht und Wahrheit liebt", und versuchte es auf der Straße an alle die zu verteilen, deren Züge ihm gefielen. Es ist ein Schreiben, in dem er seine oft geäußerten Anklagen gegen die ihm bereiteten Verfolgungen wiederholte und flehentlich bat, den Bann von ihm zu nehmen, der auf ihm laste. Die meisten weigerten sich, den Brief anzunehmen; manche gaben ihn, nachdem sie die Aufschrift gelesen, mit der Bemerkung zurück: er sei nicht an sie gerichtet. „Sie haben Recht," sagte Rousseau darauf, „ich sehe, daß ich im Irrtum war." Und er fügte das wehmütige Wort hinzu: „Dies war das einzige aufrichtige Wort, das ich seit fünfzehn Jahren aus dem Munde eines Franzosen gehört habe".

Eigenartig genug ist auch seine zweite Schrift: „Die Träumereien". Auch in ihr kommen manche Einzelheiten über sein Leben vor, z. B. eine überaus anmutige Schilderung seines Aufenthaltes auf der Petersinsel, den er fast als den glücklichsten Abschnitt seines Lebens bezeichnet, eine längere Ausführung über einen bedenklichen Unfall, der ihn am 24. Oktober 1776 betraf, ferner Andeutungen und Darlegungen über seine botanischen Studien. Die Träumereien sind der Abschied eines Frommen, eines Gläubigen, von diesem Leben, das er, wie wir wissen, nicht für den Abschluß des Menschendaseins hielt. Er ver-

Digitized by Google

traute sich ganz Gott an, ja stellte sich ihm fast zur Seite. Man höre den Satz: „Alles ist für mich auf der Erde zu Ende. Man kann mir dort nichts Schlimmes und nichts Gutes tun; ich, der Arme, Unglückliche, bin ruhig inmitten des Abgrundes, aber unbeweglich wie Gott selbst.“ Das Werk ist ferner eine Verherrlichung der Natur, die fast noch schöner und ergreifender klingt, als in seinen anderen Schriften. Es ist endlich eine Selbstanklage, hauptsächlich wegen der beiden Fehler, die er für seine schlimmsten hielt, des Imstichlassens seiner Kinder und der Lüge, durch die er in seiner Kindheit die arme Marion unglücklich gemacht hatte. Bei dieser Gelegenheit eine Selbstanklage der bittersten Art. „Was mich noch unentschuldbarer macht, ist der Wahlspruch, den ich gewählt hatte: das Leben für die Wahrheit. Dieser Wahlspruch nötigt mich mehr als jeden anderen zu einem treuen Bekenntnis der Wahrheit. Das hätte ich mir sagen müssen, als ich dieses stolze Wort wählte und mir immer wiederholen, solange ich es zu tragen wagte. Freilich, die Falschheit hat mir meine Lügen nicht erzeugt, sie entstanden alle aus Schwäche, aber das entschuldigt mich nicht. Man kann, wenn man eine schwache Seele besitzt, sich höchstens vom Laster entfernen, aber es ist kühn und anmaßend, sich große Tugenden zuzuschreiben.“ Er ahnte, daß es ihm bei seinem Tode an Schmähungen und Beschimpfungen nicht fehlen werde.

Sein Lebenslauf war beendet. Er war ein müder Mann. Das Wort, das er 1772 schrieb, gilt für die letzten Jahre durchaus, „ich unterhalte keinen Briefwechsel mehr, nur die äußerste Notwendigkeit zwingt mich zu schreiben“.

In den Frühlingsmonaten des Jahres 1778 fühlte er sich sehr elend; sein Arzt brachte es zu Wege, daß ein vornehmer Herr, der Marquis de Girardin, ihm einen Aufenthalt in Ermenonville, wenige Meilen von Paris, anbot. Dorthin fuhr er am 20. Mai, seine Frau folgte ihm bald, sein Arzt besuchte ihn oft, seine Gastfreunde unterhielten und pflegten ihn.

Rousseau starb am 2. Juli 1778. Über den Tod gibt es einen erst neuerdings (Sommer 1906) in der Stadtbibliothek zu Besançon aufgefundenen handschriftlichen Bericht des französischen Architekten Pierre Adrien Pâris, den dieser bald nach den tragischen Ereignissen bei seinem Besuche in Ermenonville bei

Digitized by Google

der Witwe des Verstorbenen erhielt und niederschrieb. Er darf als authentisch gelten und mag hier trotz seiner Ausführlichkeit wörtlich folgen:

„Am Abend vor seinem Todestage aß Rousseau Erdbeeren, in die er zwei Löffel Milch und viel Zucker hineintat, in Gemeinschaft mit seiner Frau und dem zweiten Sohne des Herrn von Girardin, dem er sehr zugetan war, und der sich immer bei ihm befand. Er ging darauf mit dem Knaben im Parke spazieren und sagte bei der Rückkehr zu seiner Frau, er fühle sich unwohl, glaube aber nicht, daß die Erdbeeren daran schuld seien, von denen er nur wenig gegessen habe; ihm sei mehrmals während des Spazierganges übel geworden, und der kleine Herr von Girardin habe öfter Halt machen müssen, damit er wieder zu sich kommen konnte. Diese Mitteilung beunruhigte seine Frau; er versuchte indessen, ihr die Ängstlichkeit auszureden, und nahm, um ihr beim Abendessen Gesellschaft zu leisten, ein Stückchen Brot und etwas Wein zu sich. Während der Nacht konnte seine Frau vor Unruhe nicht schlafen; als sie ihn indessen am Morgen nach seinem Zustande befragte, versicherte er sie, er glaube nicht, daß die Sache etwas auf sich habe und suchte sie zu beruhigen. Er schien ziemlich heiter; der Barbier kam vom Dorfe zum Rasieren, und er erzählte ihm mit voller geistiger Klarheit allerhand Geschichten. Er machte darauf einen Spaziergang im Parke und drängte nach der Rückkehr zur Einnahme des Frühstücks, da er an diesem Morgen dem jungen Fräulein von Girardin die erste Musikstunde geben sollte. Er nahm darauf mit seiner Frau und einer Dienerin in guter Stimmung das Frühstück ein. Er fragte das Mädchen, ob sie den Kaffee gern tränke, und ob sie sich leicht daran gewöhne. Den Augenblick darauf klagte er über Kälte und Übelbefinden; in wenigen Augenblicken nahm seine Übelkeit zu, und er bat seine Frau, das Dienstmädchen fortzuschicken und den Schlüssel abzuziehen. Darauf sprach er zu ihr: „Liebe Frau, ich fühle, daß wir uns trennen müssen; es tut mir leid, Dich zu verlassen, aber Du liebst mich und darfst nicht betrübt sein, wenn Du auch ein Leben enden siehst, das durch soviel Kummer vergiftet war.“ Seine Frau fing darauf zu weinen an, er aber sagte: „Warum weinst Du, betrübt Dich vielleicht mein Glück?“ Sie hatte indessen heimlich nach Frau von Girardin geschickt, und er hatte etwas derartiges

geargwöhnt, doch versicherte ihn seine Frau, um ihn nicht zu beunruhigen, sie habe niemanden von seinem Zustande Mitteilung zukommen lassen. — Bald darauf kam Frau von Girardin und sagte ihm: „Herr Rousseau, ich fürchte, daß Sie gestern zuviel spazieren gegangen sind, und daß Sie das überanstrengt hat. Ich möchte sehen, ob Ihnen das nicht übel bekommen ist." „Nein," entgegnete Rousseau darauf, „Sie kommen nicht deswegen; Sie sind von meinem Zustande mehr unterrichtet als Sie scheinen wollen. Ich danke Ihnen für den Anteil, den Sie an mir nehmen, tun Sie mir aber den Gefallen und ziehen Sie sich zurück." Und in der Tat verließ darauf Frau von Girardin das Zimmer. Rousseau ließ dann die Tür schließen, sagte zu seiner Frau, er habe ihr immer gesagt, sie solle ihm, wenn er vor ihr sterbe, die Augen schließen, und er hoffe, sie werde ihm diesen Dienst nicht versagen. Er ermahnte sie, immer wohltätig zu sein, und sagte weiterhin, sie müsse sich darauf gefaßt machen, daß die Verleumdungen seiner Feinde nach seinem Tode sie zur Zielscheibe nehmen würden, da sie ihm nichts mehr anhaben könnten, und sie möchte sich dagegen mit Geduld waffnen; es sei ihm aber eine große Beruhigung, daß er sie unter dem Schutze eines solchen Ehrenmannes wie des Herrn von Girardin zurücklassen könne. — Darauf bat er sie, das Fenster zu öffnen, und sprach: „Wie rein ist diese Luft, wie freue ich mich, sie noch einmal atmen zu können! Tröste Dich, Geliebte, siehst Du nicht, daß Gott mir seine Arme entgegenstreckt. Ich habe ihn immer gebeten, mein Leben ohne Schmerzen endigen zu dürfen; er hat mich erhört, und ich werde ihn bald im Schoße der Seligkeit antreffen." Er verlangte darauf Carmeser Wasser, nahm einen Löffel davon, sagte aber dann, daß ihm das mehr schlecht als gut bekomme. Seine Frau bat ihn, eine Medizin einzunehmen; er meinte aber, das sei ihm bei seiner augenblicklichen Schwäche nicht möglich. Als sie ihm indessen geholfen hatte, sich im Bette aufzurichten, gab sie ihm die Medizin ein; als er trotzdem ins Bett zurücksank, wollte sie ihm zur Stütze etwas unterlegen. „Wie," meinte er darauf, „hältst du mich für so schwach, daß ich nicht aufstehen könnte?" Er machte darauf eine große Anstrengung, warf sich vom Bett nieder und setzte sich auf seinen Stuhl; als ihm darauf seine Frau eine Tasse reiner Fleischbrühe brachte, trank er ein wenig davon, gab sie ihr aber alsbald zurück und sagte: „Mein Herz

kann nichts mehr aushalten". Und während sich dann seine Frau umdrehte, um die Tasse irgend wohin zu stellen, fiel er tot auf den Fußboden. Seine Frau warf sich, in dem Glauben er sei aus Schwäche gefallen, auf ihn und versuchte ihn aufzurichten; sie wollte ihn wieder auf den Stuhl setzen, als sie ihn aber völlig bewegungslos sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel selbst bewußtlos nieder. — Frau von Girardin eilte auf den Lärm herbei und öffnete mit einem Nachschlüssel die Tür. Man ließ Rousseau zur Ader, man legte ihm ein Pflaster auf, wollte ihm etwas eingeben, umsonst, er war tot."

Seine alten Gegner ruhten nicht, sie verbreiteten das Märchen von seinem Selbstmorde; es fehlte auch nicht an der Anklage, seine Frau hätte ihn vergiftet oder erschossen; der Arzt, der ihn zuletzt behandelte, Le Begue de Presle, trat gegen beide Lügen auf.

Seine eigentliche Krankheit, die unmittelbare Ursache seines Todes, war ein Blasenleiden. In dem schon erwähnten zweiten Testamente aus dem Jahre 1761 (wenn man die nach dem Eintritt seiner Großjährigkeit aufgesetzte letztwillige Verfügung mitrechnet, ist es das dritte) verlangte Rousseau, daß sein Körper nach seinem Tode seziert werden solle, um das wirkliche Wesen des Übels und die wahren Ursachen seines Todes festzustellen. Er gab darin lange und detaillierte Angaben über seine Krankheit, die freilich einen ziemlich laienhaften Eindruck machen, bezeugte seinen Abscheu vor Aderlaß, seine Abneigung gegen die Mediziner, die ihn behandelt hatten und richtete folgende heftige Worte gegen sie, die seine antiärztliche Gesinnung deutlich bekunden. „Ärzte und Chirurgen haben über mein Übel nur leere Betrachtungen angestellt, durch die sie mich mehr zu trösten suchten, als wirklich unterrichteten. Da sie den Körper zu heilen nicht verstanden, unternahmen sie es, meinen Geist zu kurieren. Aber ihre Bemühungen nützten weder dem einen noch dem anderen; seitdem ich ihrer ganz entrate, lebte ich ruhiger."

Am 11. Oktober 1794 wurde der Sarg Rousseaus von Ermenonville nach dem Pantheon gebracht und dort neben dem seines Todfeindes Voltaire, unter einen Holzsarkophag gestellt mit der Inschrift: „Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit". Als das Pantheon seiner kirchlichen Bestimmung zurückgegeben wurde, wurden beide Särge in den Keller trans-

Digitized by Google

portiert (29. Mai 1821). Sie hatten dort nicht lange Ruhe. Am 4. September 1830 wurden die Särge an ihre alte Stelle zurückgebracht. Am 18. Mai 1897 wurde der Sarg Rousseaus im Auftrage der Regierung durch den jüngst verstorbenen großen Forscher Berthelot geöffnet und untersucht. Das Skelett wurde vollkommen wohlerhalten befunden. Es wurde festgestellt, daß keine Wunde, kein Bruch, keine Verstümmelung vorhanden war.

So schied einer der eigenartigsten Menschen, die je gelebt haben. Er ist ein Mann, den man lieben und bewundern muß und doch beklagen. Er zeigt eine seltsame Mischung der verschiedensten Eigenschaften. Er hat einmal von sich gesagt: „Ich will und will nicht, ich fühle mich zu gleicher Zeit als Sklave und als freier Mann, ich erkenne und liebe das Gute, gleichwohl tue ich das Schlechte, ich bin tätig, wenn ich auf die Vernunft höre, vermag aber nicht zu widerstehen, wenn die Leidenschaften mich fortreißen, und meine schlimmste Plage ist die, daß ich während des Fallens fühle, daß ich nicht widerstehen könne“.

Er liebte die Einsamkeit und die Träume. Er hatte Mitgefühl für fremde Leiden, war wohltätig selbst in den Zeiten der eigenen Not. Er war kein Feind der Menschen, wenn er auch stolz darauf war, ihrer nicht zu bedürfen. Der Freundschaft fähig, aber wenig geeignet, die Genossen festzuhalten. Der tiefere Grund seiner Entfremdung von den Menschen lag darin, daß er bei seiner Erregbarkeit des Gefühls und einer gewissen Schwerfälligkeit des Denkens für die damalige Gesellschaft kein brauchbares Mitglied war. Denn er litt an einer Überempfindlichkeit, an einem Überschwang des Gefühls. Es machte ihm Schmerz, wenn jemand sprang und sich dadurch in Gefahr begab; einen Genossen bat er auf den Knien, dies nicht mehr zu tun. Als er von jemandem hörte, der das Erdbeben von Lissabon mitgemacht und das entsetzensvolle Schauspiel mit angesehen hatte, daß ein Mann, vor seinem Hause stehend, den Feuertod seiner Geliebten erblicken mußte, blieb er wie vom Blitz getroffen eine geraume Zeit stehen, als machte er selbst diese schauderhafte Szene mit. Und dieser Gefühlsmensch konnte hart und grausam werden.

Digitized by Google

Er, der die Kinder liebte, brachte es über sich, die von ihm erzeugten Wesen einem unbestimmten Geschicke, dem Elende, wahrscheinlich dem Tode preiszugeben. Er, der ein Ideal der Frauen schuf, begnügte sich mit Weibern, die auf der Stufenleiter der Weiblichkeit eine recht niedrige Sprosse einnahmen. Er, der die Einfachheit pries, die Eitelkeit zu verachten vorgab, gefiel sich in den absonderlichsten Trachten, die Aufsehen erregten.

Und wie in seinem Leben, so besteht auch ein starker Gegensatz in seinen Schriften. Fast jede enthält neben glänzenden Geistesblitzen Gedanken, die man versucht ist, töricht zu nennen und die, wie sie selbst widerspruchsvoll sind, zu Gegenreden reizen. Oft sind sie mit fortreißender Beredsamkeit geschrieben, aber nicht selten mit eintöniger, ermüdender Breite. Sie enthalten neben den tiefsten, wirkungsvollsten Lehren die einseitigsten, stets aufs neue mit einem oft krankhaften Eigenwillen vorgebrachten Sätze.

Und so ist auch die ihm zuteil gewordene Beurteilung eine höchst verschiedene. Von seinen Zeitgenossen, namentlich von den Frauen, verhätschelt und geliebt, von den Schriftstellern und Genossen bald herangezogen, bald abgestoßen, beneidet, ja verfolgt, wenn auch nicht in dem Grade, wie er wähnte, von den Großen aufgesucht und fallen gelassen, von der Nachwelt gepriesen und verdammt. Denn neben den Bewunderern, die in der unmittelbar folgenden Zeit, wie der jugendliche Schiller, ihn als Menschenbildner im heiligsten Sinne ehrten und neben anderen, den Angehörigen späterer Epochen, die verehrungsvoll zu seinem ehrwürdigen Bilde aufblickten, standen grimmige Gegner auf, die in ihm den Hort des Unglaubens, den Heuchler sahen und die Schuld der großen französischen Umwälzung ihm allein zuschreiben wollten und noch wollen.

Ein moderner Franzose hat einmal ausgeführt, daß man Rousseau nur dann recht versteht, wenn man ihm einigermaßen gleicht, er habe besonders die für sich, die an seinen geheimen Übeln leiden und die, die sich durch seine Gedanken berauschen lassen: die schüchternen Träumer und die Apostel. Alle, die unruhig sind, durch Leidenschaften hin- und hergeworfen werden, die nach Zerstörung der alten Welt, nach der Herrschaft völliger Gleichheit, nach dem Siege der Gerechtigkeit sich sehnen, sind

Digitized by Google

seine Schüler. Niemand unter den Großen vergangener Zeit steht uns so nahe wie er: seine Gedankenwelt, voll unbegrenzter, bis heute ungelöster Probleme, erstreckt sich bis in die ferne Zukunft. Er besitzt einen Zug des heutigen Menschen durch seine volksmäßige Eigentümlichkeit. Mit dem Manne des Volkes teilt er Heftigkeit, Leichtgläubigkeit, edelmütige Aufwallungen, Anfälle von Schwäche. Alle Grundfragen des Tages sind bei ihm angedeutet, wenn auch nicht gelöst.

Man mag ihn bewundern oder beklagen, aber man soll ihn auch lieben. Die aber, die ihm nicht zugetan sind, sollten vermeiden, ihn einen Heuchler zu nennen. Er strebte ehrlich, wenn er auch irrte. Er ahnte es selbst und sprach es aus: post tenebras lux (nach der Finsternis kommt das Licht). Er durfte es stolz bekennen, daß er sein Leben für die Wahrheit aufgewendet (vitam impendere vero).



Quellen und Bearbeitungen.

Eine vollständige kritische, mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses bearbeitete Ausgabe der Werke existiert nicht. Eine ziemlich vollständige Ausgabe erschien in Genf 1782 bis 1790; die Erstauflagen der einzelnen Schriften sind unten bei diesen verzeichnet. Kleinere Ausgaben in Paris sind vielfach erschienen. Ungedrucktes gab heraus: Musset-Pathey 1827; E. Ritter 1880; A. Jansen 1882; die Briefe sind vielfach herausgegeben; am reichhaltigsten von Streckeisen-Moulton 1865; von den einzelnen Sammlungen seien hier nur beispielsweise genannt die an den Verleger M. M. Rey 1858, die an Mad. Dupin 1896.

Von allgemeinen Literaturgeschichten ist besonders zu empfehlen Hettner: Französische Literatur im 18. Jahrhundert, in mehreren Ausgaben. Die älteren französischen Arbeiten von Villemain und Nisard sind veraltet; brauchbar ist der Abschnitt in der großen Histoire de la littérature et de la langue française, Bd. VI. Paris 1903, bearbeitet von F. Maury; vortrefflich E. Faguet: Le 18. siècle, in sehr vielen Ausgaben veröffentlicht; mit Vorsicht zu benutzen F. Brunetière: Classiques et romantiques. Paris 1887, Bd. III.

Unter den Biographien die ausführlichste von Brockerhoff, 3 Bände, 1863 bis 1874; eine kleinere von Mahrenholtz 1889. Unter den französischen Arbeiten mit besonderer Wärme geschrieben das Werk von St. M. Girardin, 2 Bände, 1875; objektiv, das Büchlein von A. Chuquet. Paris 1893; mit sichtlicher Voreingenommenheit gegen den Helden das Buch von J. Lemaître. Paris 1907.

Im Einzelnen ist hervorzuheben:

Einleitung: Über die Bekenntnisse Estienne, 1856, St. Beuve, Causeries du lundi Bd. III, E. Ritter 1882; L. Geiger: Augustin, Petrarka, Rousseau. Berlin 1893. Neue Übersetzung der Bekenntnisse von E. Hardt. Berlin 1907. — Über das Psychiatrische die Arbeiten von Bougeault. Paris 1883; Hildebrand. Berlin 1884; Moebius. Leipzig 1903 (von demselben schon früher Krankheitsgeschichte. 1899).

Kindheit und Jugend: P. J. Moebius. Langensalza 1899.

Theater und Musik: Einzelnes Ungedruckte aus Annales Jean Jacques Rousseau. 1905/06. Vergl. W. Freudenberg: Die Nation. 1887, Nr. 31.

Digitized by Google

Frau von Warens: Fr. Mugnier: Madame de Warens et Jean Jacques Rousseau. Paris 1891.

Rousseau und die Frauen: E. Claretie: Rousseau et ses amies. Paris 1898; über Frau von Houdetot: das Schriftchen von Lucien Brunel. Paris 1889.

Neue Heloise: Erich Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe. Jena 1872. J. Texte: Rousseau et le cosmopolitisme litéraire. Paris 1895.

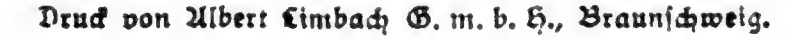
Emile: H. Höffding: Rousseau als Philosoph. Stuttgart 1895. — E. Fritsche und Th. Vogt: Bibliothek pädagogischer Klassiker, VI, VII. Langensalza 1873. — Zahllose kleinere deutsche Arbeiten über das Verhältnis von Rousseau zu Herder, Kant, Pestalozzi, Jean Paul u. a. — Über Christophe de Beaumont das zweibändige Werk von G. Regnault. Paris 1882.

Contrat social: Fr. Haymann: Rousseaus Sozialphilosophie. Leipzig 1898. — M. Liepmann: Die Rechtsphilosophie Rousseaus. Berlin 1898. — Faguet: La politique comparée de Montesquieu, Voltaire, Rousseau. Paris 1899.

Rousseau, der Botaniker, ist behandelt von F. Cohn: Die Pflanze. Breslau 1893. Auch in einer besonderen Schrift von A. Jansen (Berlin 1885), der auch Rousseau dem Musiker ein Buch gewidmet hat. (Berlin 1883.)



Für den Schluß ist u. a. ein Feuilleton von Adolphe Brisson im „Temps" 4. Juni 1906 benutzt.



Druck von Albert Limbach G. m. b. H., Braunschweig.

Digitized by Google



Verlag von Quelle & Meyer
:: in Leipzig ::



Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet 1 Mark

Im Umfange von 150 bis 180 Seiten
Herausgegeben
von Privat-Dozent Dr. Paul Herre

Orig.-Bd. 1.25 Mark

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten.

Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.

Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.

Wertvolle Geschenkwerke:

Unsere religiösen Erzieher Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Von Professor Lic. Beß unter Mitwirkung von Baumgarten, Baur, Buddensieg, C. Clemen, O. Clemen, Deutsch, Dorner, Grünberg, Herrmann, Kirn, Kolde, Meinhold, Arnold Meyer, Preuschen, Wenck . Seite 16

Die bildende Kunst der Gegenwart Von Hofrat Prof. Dr. J. Strzygowski . . . . Seite 19

Südafrika Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. S. Passarge . . . . Seite 20

Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Elektrizität und ihre Anwendungen. Von Prof. Dr. A. Kalähne . Seite 22

usw. usw. usw.

Religion und Philosophie.



Die Klagemauer der Juden. Aus: Löhr, Volksleben im Lande der Bibel.

David und sein Zeitalter Von Prof. Dr. B. Baentsch 8. 176 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Der Verfasser stellt seinen Helden mitten hinein in die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge des alten Orients und legt die Bedingungen klar, die das Aufkommen des Davidschen Königtums ermöglichten. Davids Leben und Wirken aber tritt uns um so deutlicher in seiner ganzen religiösen und politischen, weit über seine Zeit hinausragenden Bedeutung entgegen.

Die babylonische Geisteskultur Von Prof. Dr. H. Winckler (vgl. Geschichte).

Die Poesie des Alten Testaments Von Prof. Dr. E. König 8. 164 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Unter vergleichender Heranziehung der arabischen und babylonischen Literatur wird hier die althebräische Dichtung nach Form und Inhalt an Hand zahlreicher Proben eingehend untersucht, psychologisch und ästhetisch analysiert und nach den Gesichtspunkten der allgemeinen Poetik dargestellt. Das mit feinem Empfinden geschriebene Buch wird vielen die Augen öffnen für die erhabene Schönheit alttestamentlicher Dichtung und zugleich eine Einführung sein in die Geisteskultur des alten Israel.

Christus Von Prof. Dr. O. Holtzmann 8. 152 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können.“ K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof. Dr. M. Löhr 8. 138 S. mit zahlr. Städte- und Landschaftsbildern. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„... Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch das moderne Jerusalem. Überall zieht er die Berichte der Bibel vergleichend heran, untersucht, was noch von alten Sitten erhalten ist und verfolgt die seitherige Entwickelung. Daneben wendet er seine Aufmerksamkeit auch den modernen Zuständen zu. Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flott geschriebenen Büchlein greifen.“ (Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)



Am Tiberiassee. Die Quelle Hephapegon. Im Hintergrunde das Hospiz des P. Biener. Aus: Löhr, Volksleben im Lande der Bibel.



Schleiermacher, Buchschmuck von Bruno Héroux.
Aus: Unsere religiösen Erzieher.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich Von Prof. Dr. C. Wenzig 8. 158 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Verfasser untersucht die Gegensätze der Erkenntnisrichtungen, weist sie als gleichberechtigte, sich ergänzende Methoden nach und gibt vom Standpunkte der modernen Auffassung eine Einführung in die philosophischen Probleme.

Aus dem Inhalt: Der Gedanke des Weltprinzips. — Die evolutionistische Theorie. — Ihre Überwindung. — Der Begriffsrealismus. — Der mathematische Realismus. — Die naturwissenschaftlichen Formen des Materialismus. — Der Psychologismus. — Ergebnisse.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Prof. Dr. E. Meumann 8. 154 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Nach einer kurzen Einleitung in die Geschichte der Ästhetik entwickelt M. die verschiedenen in der Gegenwart vorherrschenden Gegensätze und Richtungen. Die Ansichten ihrer namhaftesten modernen Vertreter werden dargestellt und kritisch gewürdigt unter Ausscheidung der wertvollen und bleibenden Ansichten, die zur Lösung der schwebenden ästhetischen Fragen die Grundlage bilden.

Rousseau Von Prof. L. Geiger 8. 160 Seiten mit einem Porträt. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Wir verfolgen die wechselvollen Schicksale seines Lebens, überblicken im Zusammenhang sein Verhältnis zu den Frauen, zum Theater, zur Literatur, zur Musik &c. und lernen die wichtigsten seiner Werke eingehend in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung kennen, so „Die Bekenntnisse“, „Die Discours“, „Die neue Heloise“, den „Emil“, den „Gesellschaftsvertrag“ sowie seine späteren Schriften.

Geschichte • Geographie • Volkswirtschaft

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit Von Prof. Dr. H. Winckler 8. 156 S. Geh. 1 M., geb. 1.25 M.

Wir sehen, wie die babylonische Kultur im Mittelpunkte orientalischer Kulturentwicklung nach allen Seiten ausstrahlte und zur Bildung einer einheitlichen Weltanschauung und Wissenschaft beigetragen hat. Astronomie, Maße und Gewichte, Zeitrechnung, Mythologie und Mythus, Kult der Götter usw. werden geschildert und die Entwicklung der bibl. Religion in ihren Beziehungen zum Kulturleben des Orients dargelegt.

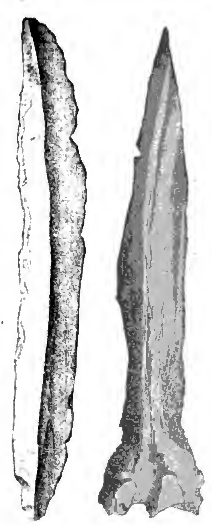
David und sein Zeitalter Von Prof. Dr. Baentsch. (vgl. Religion).

Mohammed und die Seinen Von Prof. Dr. H. Reckendorf 8. 158 S. Geh. 1 M. In Originalleinenbd. 1.25 M.

„R. gibt uns einen klaren Einblick in die Verhältnisse, unter denen sich die Begründung des Islam vollzog, läßt Mohammeds schicksalsreiches Leben an uns vorüberziehen, zeigt uns sein Wirken als Religionsstifter, Heerführer und Staatsmann und erschließt uns so das Verständnis für diese psychologisch merkwürdige Persönlichkeit."
(Schulbl. f. Hessen. 1907. Nr. 13.)

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen Von Prof. Dr. J. Pohlig 8. 149 S. mit zahlr. Abb. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Auf Grund der neuesten Ergebnisse der Wissenschaft erhält der Leser ein anschauliches Bild von den landschaftlichen Wirkungen des Eises, der Bildung der Flußtäler und Höhlen, dem Leben des Urmenschen, seiner tierischen und pflanzlichen Begleiter. Stets geht Pohlig aus von dem gegenwärtigen geologischen Bilde unserer Heimat, lehrt den Leser dieses zu beobachten und selbständig weiter zu forschen.



a b

a. Feuerstein-Messerklinge aus Magdalenium von La Madeleine.
b. Knochendolch aus der Kulnahöhle in Mähren.
Aus: Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte des Menschen.

Die Alpen Von Priv.-Doz. Dr. F. Machaček 8. 160 S. mit zahlreichen Profilen und typischen Landschaftsbildern Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Ein Begleiter für die ständig wachsende Zahl der Alpenfreunde die sich nicht mit einem mehr oder minder gedankenlosen Herumreisen begnügen, sondern aus dem Geschauten auch Belehrung und Nutzen holen wollen. Es werden geschildert die Grenzen und Gliederung der Alpen, die geologische Entwicklungsgeschichte, die physikalischen Verhältnisse des Wassers (als Fluß, See, Gletscher rc.) die klimatischen Verhältnisse, das Leben der Tier- und Pflanzenwelt, die prähistorischen Siedelungen, die spätere Kolonisation, die heutige Nationalitätenverteilung, die Siedlungsformen und Erwerbsverhältnisse der Bevölkerung.

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof. Dr. M. Löhr (vgl. Religion).



Das Matterhorn. Aus: Machaček, Die Alpen.



Bismarck, Buchschmuck von Bruno Héroux.
Aus: Unsere religiösen Erzieher.

Politik Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo 8. 170 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Die Grundprobleme der für jede politische Bildung unentbehrlichen Staatslehre ziehen am Leser vorüber: Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates; seine natürlichen und sittlichen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerkunde. Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden geprüft und gewertet. Monarchie und Volksvertretung, Parteiwesen und Imperialismus, kurz alle unsere Zeit bewegenden politischen Ideen kommen zur Sprache, um den Leser — unterstützt durch reiche Literaturangaben — anzuregen zu eigenem Denken über die Basis unseres politischen Lebens und ihm den Weg frei zu machen zu reifer Erkenntnis und besonnener Tat. „Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!"

Regierungsrat Professor Dr. A. Lotz (Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 28 Nr. 41)

Die Deutsche Reichsverfassung Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn 8. 124 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Ein Grundriß des deutschen Reichsstaatsrechtes. Die deutsche Staatsentwicklung der Neuzeit wird unter vergleichender Heranziehung der Staatsentwicklung der anderen europäischen Kulturvölker behandelt und der Staatscharakter des Reiches sowie seine Organisation in Kaisertum, Bundesrat, Reichstag und Reichsbehörden dargestellt.

Die moderne Großstadt und ihre sozialen Probleme Von Priv.-Doz. Dr. A. Weber 8. 154 Seiten Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

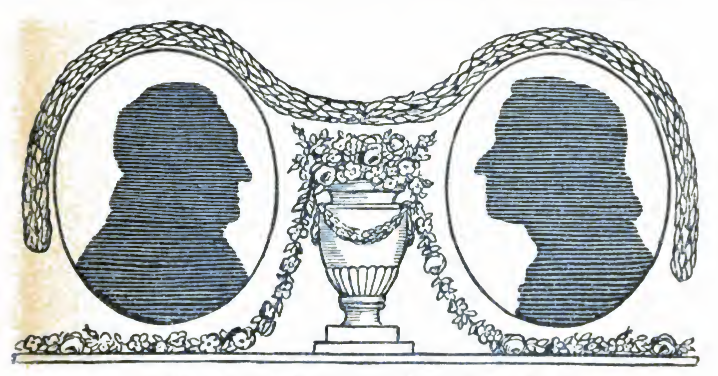
Würdigt die Großstadt als kulturellen und sozialen Faktor, gibt ein Bild des großstädtischen Familienlebens und der Wohnungsverhältnisse, behandelt das großstädtische Verkehrsproblem, die städtische Armut und Armenfürsorge und schließt mit einem Kapitel über Volksbildung und Volksgeselligkeit. Licht und Schattenseiten der Großstadt werden in gleicher Weise aufgezeigt und Richtlinien für die Bekämpfung der letzteren gegeben.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange 8. 150 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Eine Einführung in den Gedankengehalt der Frauenbewegung aus der Feder einer ihrer berufensten und verdientesten Führerinnen. In zwei grundlegenden Kapiteln werden die wirtschaftlichen Momente einerseits, die geistigen andererseits in ihrer Bedeutung für die Frauenbewegung gegeneinder abgewogen. Darauf aufbauend werden die vier Hauptprobleme der Bewegung erörtert, die Frauenbildungsfrage, die Stellung der Frauenbewegung zu Familie und Ehe, der Konflikt: Beruf und Mutterschaft und schließlich die Frage der sozialen und politischen Stellung der Frau. Der Leser erhält so einen Überblick über den ganzen Komplex der Anschauungen, die sich in den praktischen Bestrebungen der Frauenbewegung durchsetzen wollen, sowie über den augenblicklichen Stand der Meinungen und Richtungen.



Hansen, Parlament in Wien.
Aus: Strzygowski, Die bildende Kunst der Gegenwart.



Schiller und Goethe, Buchschmuck von Bruno Héroux.
Aus: Unsere religiösen Erzieher.

Sprache • Literatur • Kunst

Unser Deutsch Einführung in die Muttersprache Von Geh. Rat Prof. Friedrich Kluge 8. 150 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„ . . . Professor Kluge in Freiburg, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft, gibt uns in zehn Essays einen Überblick über die gesamte Entwicklung unserer Sprache und verwertet dabei die Ergebnisse seiner bahnbrechenden Forschungen über die deutschen Standes- und Berufssprachen .. Auch solche, welche ihren „Behagel“ oder ihren „Weise“ über die deutsche Sprache studiert haben, werden viel Neues darin finden.“ Bad. Schulztg. 2. 1907.

„In jedem der zehn Essays erkennen wir den hervorragenden Gelehrten, der hoch über der Sache steht, der überall aus dem vollen schöpft und mit vollendeter Darstellungskunst die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung in einer Form bietet, die jedem Gebildeten die Lektüre des Buches zu einer Quelle des Genusses macht.“
Südw. Schulbl. Nr. 2, 1907.

„Eine äußerst wertvolle Arbeit bietet Kluge. Da sprudelt lebendiges Wissen, wie es der wahren Bildung dient; alles systematische ist vermieden.“ Sächs. Schulztg. Nr. 8, 1906.

Inhalt: 1. Das Christentum und die deutsche Sprache. — 2. Sprachreinheit und Sprachreinigung. — 3. Die Grenzen der Sprachreinheit. — 4. Die Entstehung unserer Schriftsprache. — 5. Standes- und Berufssprachen. — 6. Geheimsprachen. — 7. Studentensprache. — 8. Seemannssprache. — 9. Weidmannssprache. — 10. Ein Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft.

Digitized by Google



Aus: H. von der Pfordten, Beethoven.

Der Sagenkreis der Nibelungen Von Prof. Dr. G. Holz 8. 132 S. Geh. 1 M. In Originallbd. 1.25 M.

Verfasser behandelt die über die ganze germanische Welt des Mittelalters, besonders über Deutschland und Skandinavien verbreiteten, vielbesungenen Erzählungen von Siegfrieds Heldentum und Tod, sowie von dem ruhmreichen Untergange des Burgundenvolkes durch die Hunnen. Entstehung und Weiterbildung der Sage werden geschildert, ein Einblick in die Quellen gewährt und die nordische wie germanische überlieferung auf Form u. Inhalt untersucht. Durch Gegenüberstellung dieser verschiedenen Überlieferungen insbesondere in den Liedern der Edda und im Epos von „der nibelungen not" wird die Sage auf eine älteste Gestalt zurückgeführt und ihre geschichtlichmythische Grundlage gezeigt.

„Es ist ein Genuß, die beweiskräftigen und scharfsinnigen Ausführungen zu lesen." M. A. Lau. Schul-Museum, 4. Jg. Nr. 6.

Heinrich von Kleist Von Prof. Dr. H. Roetteken 8. 152 Seiten. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. 1 M. Geb. 1.25 M.

Unter Verwertung der neuesten Forschungen gibt dies Buch eine kurze Biographie, besonders aber eine feinsinnige ästhetische und psychologische Analyse seiner Werke. Stets bildet Kleists Schaffen den Ausgangspunkt der Darstellung und in ihm sehen wir seine Lebensschicksale sich spiegeln. Als psychologisches Erlebnis tritt uns so seine Dichtung erst recht nahe und wir gewinnen ein anschauliches Bild des Menschen und Dichters.

Beethoven Von Prof. Dr. Herm. Freiherr von der Pfordten 8. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Ein Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchte dieses kleine Werk sein. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu ahnen. Deshalb sollte jeder zu dem Buche greifen, der von demselben Streben erfüllt ist. Er findet hier nicht nur eine Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine Einführung in seine Werke. Die Sonaten und die Kammermusik, die Symphonien, insbesondere die neunte, der Fidelio, die Missa Solemnis sowie die letzten Werke des Meisters finden eine eingehende Würdigung und Erklärung. Überall werden uns die Wege gewiesen, um in die Tiefe Beethoven'scher Musik einzudringen und den Menschen und Künstler in seinem innersten Wesen zu erfassen.

Digitized by Google

Naturwissenschaften · Technik
Gesundheitslehre



Der Kopf des bewaffneten Bandwurms.
H Hals. s Saugnapf. h Hakenkranz.
Aus: v. Graff, Das Schmarotzertum.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung

Von Prof. Dr. L. von Graff
8. 136 S. mit 24 Textfiguren Geh. 1 M.
In Originalleinenband 1.25 M.

Sorgfältig ausgewählte —, reich illustrierte Beispiele geben die Grundlage für die allgemeinen Erörterungen über den Einfluß des Schmarotzertums auf den Parasiten in Form und Bau, in Fortpflanzungsverhältnissen, Wanderungen und Entwicklung, über die Entstehung der heutigen Formen des Parasitismus, sowie die ihm innewohnende Zweckmäßigkeit unter besonderer Berücksichtigung der Parasiten des Menschen.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche

Von Prof. Dr. Giesenhagen 8. 136 S. m. 31 Abb. Geh. 1 M.
In Originalleinenband 1.25 M.

Die einzelnen Kapitel behandeln die ungeschlechtliche Fortpflanzung und die Übertragung erblicher Eigenschaften durch vegetative Zellen, den Befruchtungsvorgang sowohl bei den blütenlosen, wie den Blütenpflanzen. Der Bedeutung der Vererbung für die Entstehung neuer Formen ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.



Empusa muscae.
A Eine vom Pilz getötete Stubenfliege von einem Hof abgeschleuderter Sporen umgeben.
B Verschiedene Entwicklungsstadien der Sporen an den aus dem Fliegenleibe hervortretenden Pilzfäden (stark vergrößert).
Aus: Giesenhagen, Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche.



Das Mammut nach dem neuen Beresowka-Kadaverfund.
Aus: Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte des Menschen.

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Priv.-Doz. Dr. H. Miehe 8. 146 S. mit zahlr. Abb. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Ihre Formen, Lebens- und Ernährungsweise werden eingehend behandelt und in ihrer Bedeutung für den Menschen betrachtet, sowohl als Helfer in der Natur und in der Industrie, wie als Feinde durch Verderben der Nahrungsmittel, Krankheitserreger usw. Ein Schlußkapitel zeigt die Mittel ihrer Bekämpfung.

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle Von Priv.-Doz. Dr. P. Eversheim 8. 123 S. mit zahlr. Abb. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Eine gemeinverständliche Einführung in die wichtigsten elektrischen Einrichtungen und Vorgänge unter Erklärung ihrer wissenschaftlichen Grundlagen. Es wird behandelt: Wesen, Wirkungen und praktische Anwendungen des elektrischen Stromes bei den Induktionsvorgängen (Induktionsapparat und Dynamomaschine), zur Kraftübertragung und Leuchtzwecken in der Schwachstromtechnik (Telegraphie und Telephonie, sowie Telegraphie ohne Draht) usw.

Telephondurchschnitt.
Aus: Eversheim, Die Elektrizität.



Ausführung einer aseptischen Operation. Aus: Tillmanns, Mod. Chirurgie.

Einführung in die Elektrochemie Von Prof. Dr. Bermbach 8. 150 S. m. zahlr. Abb. Geh. 1 M. geb. 1.25 M.

Ein Überblick über die Grundbegriffe der modernen Elektrochemie und eine vorbereitende Einführung in das Studium umfangreicherer Werke. Die wichtigsten in der Elektrochemie oft vorkommenden Grundbegriffe und Grundgesetze werden besprochen.

Telegraphie und Telephonie Von Telegraph.-Dir. und Dozent F. Hamacher 8. 144 S. mit zahlr. Abbild. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Dieser Leitfaden will ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen die zum Verständnis und zur Handhabung der wichtigsten technischen Einrichtungen auf dem Gebiete des elektrischen Nachrichtenwesens erforderlichen Kenntnisse vermitteln, insbesondere aber in den Betrieb des Reichstelegraphen- und Telephonwesens einführen.

Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben Von Prof. Dr. C. Kassner 8. 160 S. mit zahlr. Abb. und Karten. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Nach einer kurzen Geschichte der Wettervorhersage (der 100jährige Kalender etc.), erklärt der Verfasser eingehend die meteorologischen Grundlagen der modernen Wettervorhersage, sowie ihrer Organisation, und legt den Einfluß des Wetters auf Handel, Industrie, Verkehr usw. und auf den Menschen selbst dar.

Lebensfragen Der Stoffwechsel in der Natur Von Prof. Dr. F. B. Ahrens 8. 159 S. m. Abb. gh. 1 M. gb. 1.25 M.

Zeigt den Verbrauch der verschiedenen Bestandteile unseres Körpers und die Bestimmung der Nahrungsstoffe zum Ersatz und Unterhalt der Lebensfunktionen. Dabei werden unsere wichtigsten natürlichen und künstlichen Nahrungs- und Genußmittel auf ihren Nährwert und Bedeutung geprüft.



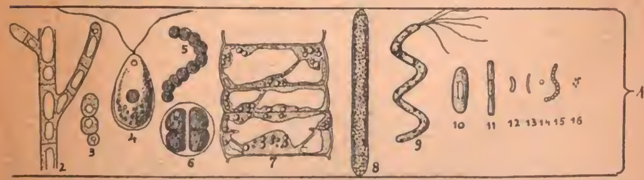
Rückenmarksquerschnitt. Aus: Schuster Nervensystem.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens Von Priv.-Doz. Dr. Schuster 8. ca. 138 S. mit zahlr. Abb. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Dessen Bau, die verschiedenen nervösen Veranlagungen und Belastungen, sowie die wichtigsten Nervenkrankheiten und ihre Heilmethoden werden besprochen, insbesondere die Ernährungsfragen, die Einwirkungen von Alkohol, Tabak, Morphin, Kokain, die Gefahren der verschiedenen Berufsarten, die Folgen von körperlicher und geistiger Überanstrengung &c.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien Von Geheimrat Prof. Dr. H. Tillmanns 8. 160 S. mit ca. 100 Abb. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Gewährt einen Einblick in die moderne chirurgische Wissenschaft, in die allgemeine Operations- und Verbandstechnik, in die Entstehung und Verhütung von Infektionskrankheiten usw., will Verletzten und Kranken ein zuverlässiger Berater sein, insbesondere auch mit Rücksicht auf die erste Hilfe bei Unfällen.



Verschiedene Mikroorganismen bei 500facher Vergrößerung in ein ebenfalls 500 mal vergrößertes Menschenhaar eingezeichnet. Aus: Miehe, Bakterien.



Paulus, Buchschmuck von Bruno Héroux
Aus: Unsere religiösen Erzieher.

Unsere religiösen Erzieher

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern herausgegeben von Prof. Lic. **B. Bess**

2 Bände zu je 280 S. mit Buchschmuck von Bruno Héroux
geschmackvoll broschiert je M. 3.80, in Originalleinenband je M. 4.60

Band I		Band II	
Vorwort	Prof. Lic. **B. Beß**	Luther	Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Kolde**
Moses u. d. Proph.	Prof. D. **J. Meinhold**	Zwingli	Dekan D. **A. Baur**
Jesus	Prof. D. **Arnold Meyer**	Calvin	Prof. Lic. **B. Beß**
Paulus	Prof. Lic. Dr. **C. Clemen**	Spener	Pfarrer D. **P. Grünberg**
Origines	Prof. D. **E. Preuschen**	Schiller-Goethe	Konsist. Prof. Dr. **K. Sell**
Augustinus	Prof. D. **A. Dorner**	Schleiermacher	Geh. Rat Prof. Dr. **O. Kirn**
Bernh. v. Clairvaux	K. R. Prof. D. **S. Deutsch**	Bismarck	Prof. D. **O. Baumgarten**
Franz von Assisi	Prof. Dr. **K. Wenck**	Schlußwort	Prof. D. **W. Herrmann**
Heinrich Seuse (Suso)	Lic. Dr. **O. Clemen**		
Wiclif u. Hus	Schulrat D. Dr. **Buddensieg**		

Aus dem Vorwort

Was wir wollen

Wir wollen eine Sammlung lose sich aneinander reihender Biographien der hervorragendsten Typen christlicher Frömmigkeit darbieten — eine Sammlung, die in ihrer Zusammenfassung ein Bild der Entwicklung des Christentums gibt, in ihren einzelnen Teilen aber den Blick schärfen soll für das in allen Wandlungen konstante Wesen jener Frömmigkeit. Wir wollen den religiösen Unterricht ergänzen und vertiefen, indem wir die großen religiösen Erzieher

der christlichen Menschheit von Moses bis Bismarck in ihrer zeitgeschichtlichen Besonderheit und zugleich in ihrer bleibenden Bedeutung für die Gegenwart vor Augen führen. Wir haben, im übrigen von verschiedener Richtung, den gleich strengen wissenschaftlichen Maßstab an unsere Arbeiten gelegt. Unter Verwertung aller bis heute zu Gebote stehenden Forschungen haben wir nicht darauf verzichtet, auch den zeitgeschichtlichen Hintergrund und den äußeren Lebenslauf der einzelnen Männer zu schildern. Aber immer war unser Augenmerk darauf gerichtet, die Persönlichkeit als solche herauszubringen, die Entwicklung ihres Innenlebens, ihre Stellung zu Gott, ihre Erfassung und Fortbildung des christlichen Gedankens zu verdeutlichen. Sind wir doch der Überzeugung, daß, um religiöse Erkenntnis anzuregen und religiöses Leben zu fördern, nichts so geeignet ist als die Berührung mit gleichgearteten machtvollen Persönlichkeiten.



Luther, Buchschmuck von Bruno Héroux. Aus: Unsere religiösen Erzieher.

Die Religion ist das Persönlichste in uns. Wenn sie nichts Angelerntes, nichts Gewohnheitsmäßiges ist, dann hängt sie mit den ursprünglichsten Regungen unseres Bewußtseins zusammen, dann ist sie recht eigentlich der Ausdruck dessen, worin wir uns als selbständiges Individuum fühlen.

Und im Christentum hat dieser persönliche Charakter der Religion seine Vollendung erfahren. So hat sich auch eine Geschichte des Christentums vor allem mit den Persönlichkeiten zu befassen.

Die Aufgabe war dieselbe; aber die Methode mußte wechseln je nach dem Charakter der Zeiten, und das Resultat stellt sich verschieden dar je nach Art der Quellen, die uns überliefert sind.

Wir konnten nicht darauf verzichten, auch die Vorbereitung des Christentums durch die großen Propheten Israels in unseren Rahmen einzuschließen, und in die geschichtliche Reihe mußten wir auch den hineinstellen, der eigentlich über ihr steht und der Anfänger und Vollender unseres Glaubens mit Recht heißt.

Auch für den Entwurf seines Bildes konnten in erster Linie nur wissenschaftliche Maßstäbe in Betracht kommen, und es galt die echt menschliche Persönlichkeit herauszuschälen aus dem, womit der Glaube vergangener Zeiten sie umwoben hat.

Unsern Glauben zum Ausdruck zu bringen, war hier nicht der Ort. Denn gerade das wollten wir nicht, eine bestimmte Art der Glaubensüberzeugung unseren Lesern nahezulegen. Wir wollen nur anregen zu selbständiger Erwerbung solcher Überzeugung. Aber wir wollen auch jede Engherzigkeit fernhalten, indem wir ihren Blick richten auf die verschiedenartigen Ausprägungen des einen christlichen Geistes.

Das walte Gott! — Der Herausgeber.

Digitized by Google

Der Sinn und Wert des Lebens für den Menschen der Gegenwart

Von Geheimrat Professor Dr. **R. Eucken** in Jena. ca. 160 Seiten. In Büttenumschlag ca. M. 2.20, in Originalleinenband ca. M. 2.80.

Die neue Schrift des großen Jenaer Philosophen wendet sich an die immer wachsende Schar derer, die nach Klarheit über die Grundfragen menschlichen Seins ringt. Sie stellt unser Leben in seinen verschiedensten Äußerungen in ein durchaus neues Licht, vermag so zu neuen positiven Ergebnissen zu gelangen und neue Richtlinien für eine sinngemäße Lebensführung aufzustellen.

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von Priv.-Doz. D. Förster-Frankfurt a. M. • Pfarrer Jatho-Köln • Prof. Dr. Arnold Meyer-Zürich • Privatdozent Lic. Niebergall-Heidelberg • Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Herausgeg. von Professor Dr. H. Geffken-Köln. 8. 142 S. Brosch. M. 1.80, in Originalleinenband M. 2.20.

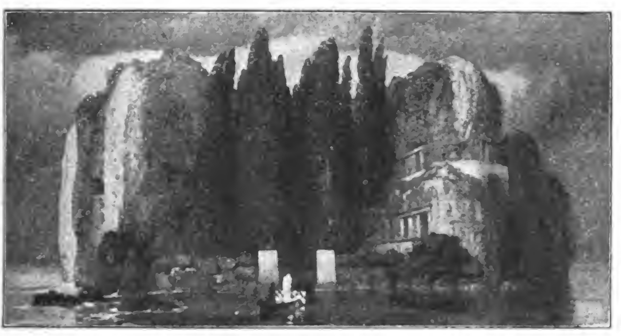
Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder in sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf. Da die Verfasser sich jeweils besonders eingehend mit der religiösen Erziehung unserer Jugend befassen, und hier aus ihrer reichen, praktischen Erfahrung heraus beherzigenswerte Ratschläge erteilen, wird dies Büchlein allen Eltern und Lehrern eine willkommene Einführung in diese zurzeit so im Vordergrunde des Interesses stehenden Fragen sein.

„Jeder Lehrer und jeder Geistliche müßte die Vorträge lesen und immer wieder lesen. Mögen diese Heroldsrufe die Verbreitung finden, die sie verdienen." Pfeifer, Leipz. Lehrerzeitung. 14. Jg. Nr. 43.

„Sämtliche Vorträge sind **hervorragende Zeugnisse** der kritisch klärenden und zugleich positiv bauenden Pionierarbeit moderner Theologen." Bithorn. („Die christliche Welt". Nr. 25. 1907.)

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Förster).

Digitized by Google



Böcklin, Toteninsel.
Aus: Strzygowski, Die bildende Kunst der Gegenwart.

Die bildende Kunst der Gegenwart

von Josef Strzygowski, ord. Prof. a. d. Universität Graz. 300 Seiten mit 68 Abbildungen. In Büttenumschlag Geh. M. 4.—. In Originalleinenband M. 4.80.

„In seiner temperamentvollen, rasch und fest zupackenden Art hat Strzygowski eine Reihe von Erscheinungen herausgegriffen, an denen er charakteristische Züge der modernen Kunstbestrebungen klarlegen zu können glaubt. Berücksichtigt stand alle Zweige der bildenden Kunst: Architektur, Kunstgewerbe, Ornament, Bildhauerei, Griffelkunst, Malerei. . . . Es geht ein frischer, stark persönlicher Zug durch das Buch, eine sympathische, begeisterungsfähige Wärme, trotzdem der Verfasser über die gegenwärtigen Kunstzustände keineswegs optimistisch denkt.“

Prof. Dr. Richard Streiter (Beilage der Allgemeine Zeitung No. 126, 1907).

„. . . Nach so vielen Dithyramben und Pamphleten ist es wahrhaft erfrischend, ein Buch über die moderne Kunst zu lesen, das wesentlich vom Standpunkte des Historikers aus geschrieben ist. Strzygowski kennt und liebt diese Kunst, er glaubt unerschütterlich an ihre Zukunft, und er bewundert aufrichtig die Energie und Selbstverleugnung, mit der sie ihren Zielen nachstrebt. Aber er hat auch einen scharfen Blick für das viele Ungesunde und Verkehrte, das überall im modernen Schaffen hervortritt. . . .“ Prof. Semrau in Breslau.

„Die künstlerische Erziehung ist so eingehend gewürdigt worden, daß schon dieses Kapitel genügen würde, die Blicke der Lehrerschaft auf das Werk zu richten.“ (Pädag. Zeitung. 32. Jahrg. No. 9).

Digitized by Google



Der Tafelberg bei Kapstadt.

Südafrika

Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde
von Professor Dr. SIEGFRIED PASSARGE

gr. 8. 352 S. mit über 50 Abbild., zahlreichen Profilen und 33 Karten geschmackvoll broschiert M. 7.20, in Originalleinenband M. 8.—

Gestützt auf jahrelange Studien und eigene Beobachtungen im Lande selbst gibt der Verfasser eine großzügige Gesamtdarstellung Südafrikas und seiner heutigen Verhältnisse. Nach einem Überblick über die Entdeckungsgeschichte des Landes schildert er dessen oro- und hydro-graphischen Verhältnisse, Klima, geologischen Aufbau, Tier- und Pflanzenwelt usw. Wir erhalten ein anschauliches Bild von den natürlichen Landschaften, den wirtschaftlichen Grundlagen der einheimischen Bevölkerung, von ihrer heutigen Kultur, von den so interessanten vorgeschichtlichen Kulturen, sowie von den verschiedenen europäischen Kolonien. Besonders eingehend behandelt Verfasser dabei die Gebiete der Goldbergwerke und Diamantfelder. Für die Erschließung unserer Kolonien gibt er beachtenswerte Richtlinien und lehrt uns dieses eigenartige Land verstehen.

Nicht nur für den Gelehrten, sondern in erster Linie für den Praktiker, den Wirtschaftsgeographen u. National-

Digitized by Google

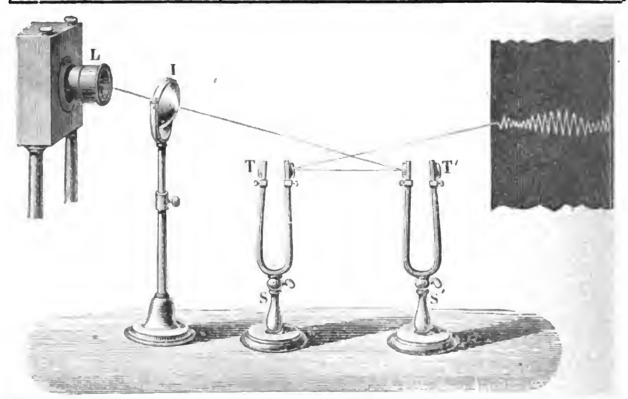
ökonomen, den Kaufmann und Offizier, sowie den Kolonialpolitiker ist das Werk bestimmt. Insbesondere aber für jeden Gebildeten, der die Zukunft unseres Kolonialbesitzes mit Anteil verfolgt. Aus dem Inhalt:

Südafrika, seine Abgrenzung und Weltstellung. — Die Entdeckungsgeschichte Südafrikas. — Die orographischen und hydrographischen Verhältnisse. — Die klimatischen Verhältnisse. — Die geologischen Formationen. — Übersicht über die geologische Geschichte Südafrikas. — Die Vegetationsverhältnisse. — Die Tierwelt. — Das Angolahochland. — Das Südwestafrikanische Hochland. — Das Burenhochland. — Das südafrikanische Küstenvorland. — Das Matabelehochland. — Das Nordrhodesische Hochland und die Südäquatoriale Wasserscheide. — Das Südafrikanische Becken (Kalahariregion). — Die Entstehung der Kalahari und das Problem der Klimaänderung in Südafrika. — Die Kulturbedingungen. — Kurzer Abriß der Geschichte Südafrikas. — Die Verbreitung der Rassen und Völker. — Körperliche und geistige Eigenschaften. — Die südafrikanischen Sprachen. — Allgemeiner Überblick über die Kulturverhältnisse Afrikas. — Der ursprüngliche Kulturbesitz der Eingeborenen Südafrikas. — Vorgeschichtliche Kulturen. — Die europäische Kultur. — Die portugiesischen und deutschen Kolonien. — Britisch Südafrika. — Die zukünftige Entwickelung Südafrikas.



Sulufrauen
beim Mahlen des Hirsekorn. Auf dem großen Stein wird das Korn mit kleinerem Mahlstein gerieben und das Mehl in den Kalatassen aufbewahrt.

Digitized by Google



Anwendung der optischen Methode zur Untersuchung zusammengesetzter Schwingungen.
Aus: Starke, Einführung in das Wesen und die Bildung der Töne.

Die neueren Forschungen auf dem Gebiet der Elektrizität und ihre Anwendungen. Gemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. Kalähne. gr. 8. 326 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Brosch. M. 4.40. In Originalleinenband M. 5.20.

Ein knappes, allgemeinverständliches, keine mathematischen Kenntnisse voraussetzendes Handbuch der neuesten Forschungsergebnisse und Fortschritte der Elektrizitätslehre. Alle wichtigen Theorien der elektrischen und magnetischen Erscheinungen werden besprochen, insbesondere die Elektronentheorie, die elektrischen Schwingungen und Wellen, die Telegraphie ohne Draht nebst deren neuesten Fortschritten, die elektrischen Entladungen in Gasen, sowie die Erscheinungen der Radioaktivität usw.

Die moderne Physik. Ihre Entwicklung. Von L. Poincaré. Übertragen und mit Anmerkungen versehen von Privat-Dozent Dr. Brahn. 8. 284 S. Geh. M. 3.80 In Originalleinenband M. 4.40.

Das Buch gibt einen klaren und interessanten Überblick über die Entwicklung der modernen Physik in den letzten Jahrzehnten. Der bekannte französische Physiker faßt in Kürze die Arbeiten aller Kulturnationen zusammen und zeigt die großen Veränderungen, welchen alle Probleme in Inhalt und Auffassung in den letzten

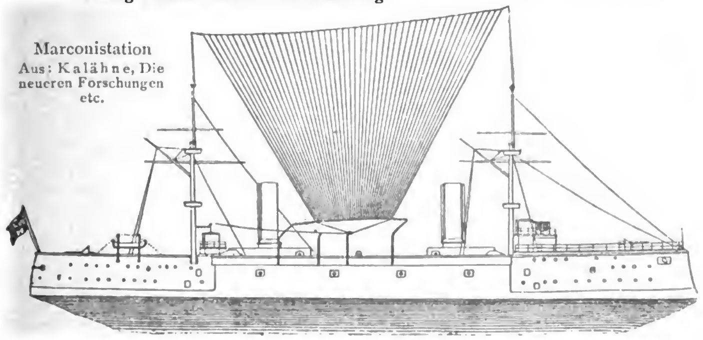
Digitized by Google

Jahren unterworfen gewesen sind. Den in allerletzter Zeit in den Vordergrund getretenen Fragen werden umfangreiche Kapitel gewidmet, so der Ionentheorie, den Kathodenstrahlen, den radioaktiven Körpern, der Telegraphie ohne Draht, ganz besonders den Beziehungen zwischen Äther und Materie, die augenblicklich so stark diskutiert werden. Doch werden außerdem die theoretisch wichtigen Grenzgebiete von Chemie und Physik auseinandergesetzt, die sonst den Physikern weiter abliegen. Die historische und theoretisch-philosophische Behandlung der physikalischen Messungen und der Grundprinzipe bildet den glänzendsten Teil des Werkes. Der Stil ist einfach und klar, das Werk insbesondere für Naturforscher aus anderen Gebieten als der Physik und für Laien geschrieben.

Einführung in das Wesen und die Bildung der Töne in der Instrumentalmusik und im Gesang

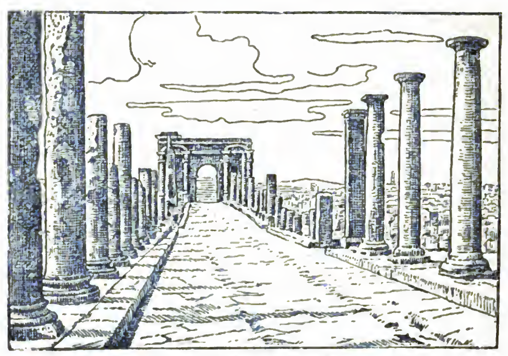
Von Prof. Dr. H. Starke. c. 224 S. Geh. M. 3.80, geb. M. 4.40.

Hier ist der Versuch gemacht, die naturwissenschaftliche und ästhetische Musiklehre einem allgemeineren Kreise zugänglich zu machen. Nach einer physikalischen Beschreibung der verschiedenen Schwingungsbewegungen, deren Fortpflanzung im Raume, sowie der Anwendung der Ergebnisse auf die akustischen Schwingungen und die Schallwellen, wird die musikalische Verwertung der Töne, ihre Vereinigung zu Akkorden und die Entwicklung der verschiedenen Tonleitern besprochen. Hierauf lernen wir die charakteristischen Eigenarten der musikalischen Klänge und ihre physiologische Begründung kennen. Die Saiten und Blaseinstrumente, die Instrumente mit unharmonischen Tönen, sowie die menschliche Stimme, insbesondere die Technik des Gesanges finden hier ihre Behandlung.



Marconistation
Aus: Kalähne, Die neueren Forschungen etc.

Digitized by Google



Aus: Knabe, Aus der antiken Geisterwelt.

Pädagogisches Archiv Monatsschrift für Erziehung und Unterricht Herausgegeben von Oberlehrer Dr. O. Frick in Halle a. S. 50. Jahrg. 36–40 Bg. Jahrespreis 12 M.

Das „Pädagogische Archiv", mit dem 50. Jahrgang wesentlich umgestaltet und erweitert, stellt sich auf den Boden der durch die jüngste Schulreform geschaffenen Zustände und will in innerer positiver Arbeit an ihrem Ausbau und ihrer rechten Durchführung arbeiten; so wird es namentlich für eine planmäßige Verknüpfung der einzelnen Unterrichtsfächer, für die Sichtung des jedesmaligen Lehrstoffes für die Pflege einer zielbewußten Methodik eintreten und zum Austausch pädagogischer und didaktischer Erfahrungen als dem wichtigsten Mittel für die Fortbildung des im praktischen Amte stehenden Lehrers anregen. Es unterhält enge Fühlung mit den Vertretern gelehrter Forschung, um die Ergebnisse ihrer Arbeit in schulwissenschaftliche Münzen umzuprägen und wird in regelmäßigen Berichten auch das ausländische Schulwesen zum Vergleich unserer heimischen Verhältnisse heranziehen. Gestützt auf die Mitarbeit führender pädagogischer wie wissenschaftlicher Autoritäten stellt es ein groß und vornehm angelegtes Fachorgan dar, das von hoher Warte aus die vielfachen Strömungen unseres höheren Schulwesens verfolgen und zu ihrer Klärung wie gründlichen Würdigung beitragen will.

Mitarbeiter des 50. Jahrgangs: Prof. Dr. **Paulsen**, Dir. Dr. **Neubauer**, Dir. Dr. **Knabe**, Prov.-Schulrat Prof. Dr. **Cauer**, Hofrat Prof. Dr. **Willmann**, Stadtrat Dr. **Ziehen**, Prof. Dr. **Dürr**, Geh. Rat Prof. Dr. **Eucken**, Prof. **Fr. Kuhlmann**, Dir. Prof. Dr. **Wychgram**, Dir. Prof. Dr. **Nath**, Dir. **Baltzer**, Prof. Dr. **Wendt**, Geh. Reg.-Rat Dr. **Heussner**, Hofrat Prof. Dr. **Strzygowski**, Prof. Dr. **R. Lehmann**, Hofrat Dir. Dr. **Thumser** usw.

Digitized by Google

Briefe Adolf Diesterwegs Im Auftrage des Vorstandes des Deutschen Schulmuseums mit Anmerkungen herausgeg. von Adolf Rebhuhn. 8. 160 S. m. 2 Faksimiletafeln. In Büttenumschl. 2 M., in Originalleinenbd. 2.60 M.

Diese sorgfältig ausgewählte Briefsammlung gibt nicht nur ein abgerundetes Bild von Diesterwegs eigenartiger Persönlichkeit, sondern sie gewährt auch einen Einblick in das hervorragende pädagogische und politische Wirken dieses um die gesamte Lehrerschaft verdienten und von ihr verehrten Mannes. Als ein Dokument deutscher Kultur aus der Zeit der Revolution und Reaktion wird das schön ausgestattete Buch bei der ganzen Lehrerschaft freundliche Aufnahme und größte Verbreitung finden.

Die Lehre von der Aufmerksamkeit Von Prof. Dr. E. Dürr gr. 8. 203 S. Geh. 3.80 M. geb. 4.40 M.

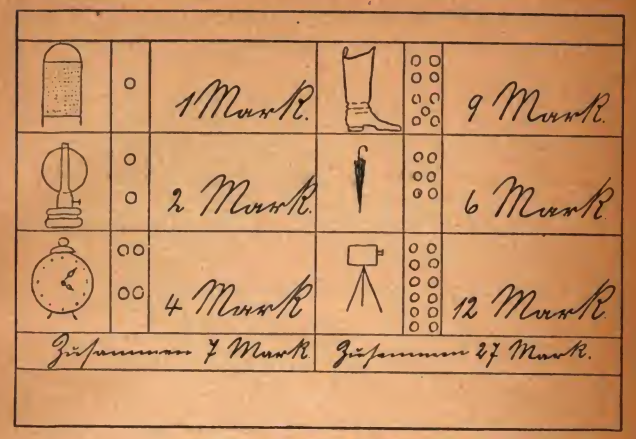
Es sind die interessanten Fragen menschlichen Seelenlebens, geistige Produktion, Denk- und Willenstätigkeit, die der Verfasser hier in klarer, fesselnder Darstellung behandelt. Die gewonnenen Ergebnisse sind nicht nur wissenschaftlich wertvoll, sondern auch für das praktische Leben wichtig. Psychologen, Pädagogen und Philosophen werden sich in gleicher Weise mit dem Werke befassen müssen.

Einführung in die Pädagogik Von Prof. Dr. E. Dürr 8. c. 220 S. Geh. c. 3.80 M., in Originalleinenb. c. 4.40 M.

Dieses Werk will nicht nur ein historischer Überblick über die verschiedenen pädagogischen Richtungen sein, vielmehr wird hier vor allem das Wesen und die Aufgabe des Erziehungswerkes ohne jede dogmatische Voreingenommenheit bestimmt, die Methoden der Wertwissenschaft und der Psychologie, wie sie in der empirischen Forschung der letzten Jahrzehnte herausgebildet worden sind, zur Lösung einzelner pädagogischer Grundfragen herangezogen und gezeigt, auf welchen Fundamenten eine wissenschaftliche Pädagogik auf psychologischer Grundlage aufzubauen ist.



Jean Jacques Rousseau
Aus: Geiger, Rousseau



Aus: Gerlach, Schöne Rechenstunden.

Methodisches Handbuch zu Sprachübungen Von Dr. R. Michel und Dr. G. Stephan, Schulinspektoren gr. 8. 165 S. Geh. 2 M., geb. 2.40 M.

Stoffsammlung zu Sprachübungen Mit einem Anhang allgemeiner Stilregeln von Schulinspektor Dr. R. Michel. gr. 8°. 39 S. Broschiert —.20 M.

„Ein tüchtiges Buch, das, auf dem Boden der Erfahrung und wissenschaftlich begründeter Einsicht in die Forderungen des deutschen Unterrichts erwachsen und von warmer Freude an der Muttersprache genährt, sich für die Arbeit am deutschen Sprachgut der Schule als treffliches Hilfsmittel erweisen kann. . . . Es darf jedem Lehrer des Deutschen mit einem Nimm und lies! in die Hand gegeben werden. Auch Mitgliedern pädagogischer Seminare kann es zum Studium oder für mündliche und schriftliche Berichte empfohlen werden."

Geh. Reg.-Rat Dr. Jos. Buschmann. Monatsschr. f. höh. Schulen, 9. u. 10. H., 6. Jg.

„So bietet das Buch eine Fülle von Anregungen, und es ist der lebhafte Wunsch berechtigt, daß es in allen Schulen Eingang finden und — was die Hauptsache ist — eifrig benutzt werden möchte. Dann wird sicher der Unterricht in der deutschen Sprache durch bessere Erfolge belohnt werden, als es bis jetzt leider der Fall gewesen ist."

Allg. Deutsche Lehrerzeitung, 10. Nov. 57. Jahrg.

Anleitung zur Aufsatzbildung Lehrplan und Anschauungsbeispiele Von Schuldirektor Dr. A. Bargmann in Meißen gr. 8. 183 S. mit einem Abbildungsanhang. Geh. 2.60 M. In Originalleinenband 3.40 M.

Kein neuer Beitrag zu dem genügend behandelten „geschriebenen" Aufsatz des Deutschunterrichts. Hier werden in durchaus neuer Weise die Vorzüge der Aufsatzbildung als inneres Erlebnis der Kinderseele betrachtet und auf die biblische Geschichte, Bibelkunde, Profangeschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, Erdkunde angewandt. So wird das Studium des Buches den Leser befähigen, den Zusammenhang der einzelnen Fächer und ihren Betrieb zu überschauen und eine Fülle von Anregungen für den Unterricht zu empfangen.

Anweisung zum Unterricht in der Himmelskunde und Klimakunde Lehrplan und Lektionen Von Schuldirektor Dr. A. Bargmann gr. 8. 208 S. mit über hundert Abbildungen und Musterformularen. Geh. 2.40 M. In Originalleinenband 3.— M.

Nach jahrelangen Erfahrungen im Unterricht zeigt der Verfasser in diesem aus der Praxis hervorgegangenen Buche, wie auch der Schüler der Volksschule an Hand eigener Beobachtungen und mit Hilfe ganz einfacher selbstgefertigter Werkzeuge den Himmel über seiner Heimat und das Klima seines Ortes beobachten lernt.

Aus dem Inhalt: Beobachtungen und Erfahrungen. — Lektionen des 6. Schuljahres: Gestalt der Erde, geographische Breite, Tag und Nacht und geographische Länge, Wärmequelle, Unterschied zwischen Tag und Nacht. Die Wende. Die Niederschläge. — Lektionen des 7. Schuljahres: Der Mond. Die Wandelsterne. — Lektionen des 8. Schuljahres usw.

Von schönen Rechenstunden Anregungen und Vorschläge für eine Reform des Rechenunterrichts von Lehrer A. Gerlach in Bremen 8. c. 150 S. Geh. c. 2.40 M. In Originalleinenband c. 2.80 M.

Falsche Zielsetzung sowie die herrschende Drillmethode im heute üblichen Rechenunterricht nehmen die Kräfte der Schüler in unverantwortlicher Weise in Anspruch und beeinträchtigen nach dem Urteil unserer berufensten Schulmänner die Resultate des Unterrichts. Im Gegensatz dazu läßt der bekannte Bremer Methodiker das Kind nur am besten ideenreichen, lebendigen Stoffe die für das Leben nötige technische Gewandtheit, sowie ein gutes Maß an Denkfähigkeit erwerben und weist neue Wege, die von innerer fröhlicher Teilnahme der Schüler zu „schönen Rechenstunden" führen.

Digitized by Google

Aus der Werkstatt der Schule Studien über den inneren Organismus der höheren Schulen Von Stadtrat Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. 8. 216 S. Geh. 4 M. In Originalleinenband 4.60 M.

Verfasser behandelt in diesen Aufsätzen jene zentralen Fragen der Unterrichtsmethoden, die einerseits die Richtung, andererseits die Erweiterung und Vertiefung der Lehrstoffe betreffen, und gibt aus reicher Erfahrung heraus die verschiedensten Anregungen für eine belebende und innerlich bildende Lehrweise.

„So dürfte die Lektion dieses Werkes jeden Pädagogen, der es ernst mit seinem Berufe nimmt, zum Nachdenken und Weiterarbeiten anregen und ihm wertvolle Fingerzeige für seinen Unterricht geben."

Bad. Schulztg. 1957, Nr. 35.

Aus der antiken Geisteswelt Ein Ergänzungsbuch für den Unterricht an Realanstalten von Dr. Karl Knabe, Direktor der Oberrealschule zu Marburg 124 S. In Originalleinenband 1.60 M. (Von dem Großh. Badischen Oberschulrat empfohlen)

„Solche Bücher können dazu dienen, den deutschen Unterricht auf seinem ästhetischen und philosophischen Gebiete und den historischen Unterricht kräftig zu unterstützen, auch können sie in der Richtung wirken, in welcher die Kunsterziehungstage Beschlüsse gefaßt haben."

Geh. Rat Prof. Dr. Ad. Matthias, Berlin,
Intern. Wochenschr. I. Jg. 17. VIII.

„Und so wünschen wir von ganzem Herzen, daß das schöne, auch äußerlich würdig ausgestattete Buch bald zum eisernen Bestand aller Lehrer- und Schülerbibliotheken gehören und im Unterricht die weiteste Verwendung finden möge: eine nachhaltige Befruchtung und Belebung der verschiedensten Unterrichtsfächer wird der sichere Lohn sein."

Dr. Woldemar Schwarze,
Zeitschrift für den Deutschen Unterricht. 21. Jahrg. 2. Heft.

Hausaufgaben und höhere Schulen Von Oberlehrer Karl Roller 8. 143 S. Geh. 2.80 M. In Originalleinenband 3.20 M. (Von dem Großh. Badischen Oberschulrat und dem Großh. Hessischen Ministerium empfohlen)

„Jedem, der die Hausaufgabenfrage in den höheren Schulen noch nicht selbst eingehend studiert hat, ist Rollers Buch bestens zu empfehlen, da es das Thema nach seinen verschiedenen Seiten behandelt."

Prof. Dr. Leo Burgerstein, Wien.
Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege 1907, Nr. 4, S. 26.

Digitized by Google

Lessings Laokoon In gekürzter Fassung herausgeg. von Dr. AUGUST SCHMARSOW, Geh. Rat, ord. Prof. a. d. Universität Leipzig. 8. Textausgabe: IV u. 66 S., brosch. M. —.40. Kommentar für die Hand des Lehrers: ca. 160 S., geh. M. 1.60.

Diese gekürzte Textausgabe will allen Lesern dienen, denen es darauf ankommt, den Gedankeninhalt der Schrift möglichst rein zu erfassen und dessen meisterhafte Darstellung frei von gelehrtem Beiwerk zu genießen. So dürfte dies Büchlein sowohl für die private Lektüre wie insbesondere für den Gebrauch in der Schule besonders geeignet sein.
Die Anmerkungen der Textausgabe beschränken sich auf das Unentbehrlichste, um dem „Kommentar“ und den „Erläuterungen“ für die Hand des Lehrers, die in einem eigenen Bändchen folgen, nicht vorzugreifen.

Zur Fortbildung der Schülerinnen der höheren Mädchenschule Von Schulrat Prof. Dr. GAUDIG, Direktor der städtischen Höheren Schule für Mädchen nebst Lehrerinnenseminar in Leipzig. 8°. 60 S. Geschmackvoll broschiert M. —.80.

„Einer der geistvollsten Mädchenschulpädagogen legt in diesem Aufsatz seine, von anderen wesentlich abweichenden Ansichten dar. Er ist Gegner des Lateinunterrichts für Mädchen, Befürworter eines der weiblichen Art angepaßten besonderen Bildungsganges.“ Neue Bahnen. 1906. Nr. 23.

Hygienelehrtafel für Schüler Der deutschen Jugend gewidmet vom Berliner Verein für Schulgesundheitspflege. 84×63 cm 50 Pf., 50 Exempl. à 40 Pf., 100 Exempl. à 30 Pf., 500 Exempl. à 25 Pf., 1000 Exempl. à 20 Pf. Aufziehen eines Exempl. 60 Pf.

Diese Tafel, die in ihrer sorgfältigen Ausstattung jedem Schulzimmer zum Schmucke dienen wird, führt den Schülern die wichtigsten Gesundheitsregeln in prägnanten, nach Form und Inhalt dem Verständnis der Kinder angepaßten Sätzen dauernd vor Augen. Neben Belehrungen allgemeinen Inhalts werden spezielle Verhaltungsmaßregeln über Ordnung, Reinlichkeit und Mäßigkeit gegeben, und fast alle brennenden Fragen der modernen Hygiene gestreift. Dem Lehrer und Schularzt werden auf diese Weise Anknüpfungspunkte geboten, um bei passender Gelegenheit die Kinder im weitesten Umfange über die betreffenden Fragen aufzuklären.

Digitized by Google

Schule und Haus. Von Oberlehrer E. BERG. gr. 8°. 36 S. Broschiert 80 Pf.

Eine Neubegrenzung der Rechte und Pflichten von Schule und Haus und ein Wegweiser für den lebendigen Verkehr zwischen Eltern und Lehrern.

Das Ehrgefühl und die Schule. Von Oberlehrer B. LIPPOLD. 8°. 50 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Eine Sichtung und Zusammenstellung der einschlägigen Fragen sowie Richtlinien ihrer Lösung für die Schule.

Die Bedeutung der Farbenblindheit. Von Prof. Dr. P. HOFFMANN. 8°. 32 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Ratschläge für die Untersuchung des Farbenempfindens der Kinder und für die dazu dienenden Hilfsmittel. Zahlreiche Beispiele.

Philosophische Propädeutik. Beiträge zu ihrer Behandlung in Prima. Von Prof. Dr. K. TROOST. gr. 8°. 42 S. Brosch. 80 Pf.

Anleitung zur Behandlung der wichtigsten philosophischen Fragen unter historischen Gesichtspunkten an den Oberklassen humanistischer Anstalten.

Künstlerische Heimatkunde von Hamburg und Umgebung. Von Oberlehrer Dr. R. MAACK. 8°. 48 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Ein Beitrag zur Belebung der heimatlichen Kunst und zur Übung des Geschmackes. Verfasser zeigt an den Beispielen der Stadt Hamburg, wie das Interesse der Jugend für die engere Heimat geweckt werden kann.

Das Schulkonzert. Ein Beitrag zur Frage der Kunsterziehung an Gymnasien. Von Dir. Dr. WEISWEILER. 8°. 48 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Erörtert die Bedeutung der Musik für die Schule, den erzieherischen Wert des Gesangunterrichtes, insbesondere des Schulkonzerts. Es ergeben sich daraus wichtige Folgerungen für die Gestaltung des Gesangunterrichtes und die Vorbildung ihrer Vertreter.

Digitized by Google

Unsere heutigen Lehrmittel besonders für die Naturwissenschaften, Kindermuseen, Schulgärten. Von Prof. Dr. M. DÖHLER. gr. 8°. 41 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

„Die Ausführungen des Verfassers ... verdienen zweifellos tatkräftige Beachtung, namentlich in Kreisen der Schulleiter und derjenigen Behörden, welche die nicht beträchtlichen Mittel zur Durchführung solcherPläne bereitzustellen haben werden." Naturwissensch. Wochenschr. Nr. 18. 1907.

Blütenbiologie der Heimat. Von Prof. Dr. H. FRANCK. 8°. 34 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Eine klare Darstellung einer grossen Anzahl charakteristischer Blütenformen und ihrer Fortpflanzung.

Praktische Schülerarbeiten in der Physik. Von Oberlehrer Dr. W. LEICK. 8°. 47 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Eine Darstellung von Zweck und Betrieb der physikalischen Schülerübungen und eine Zusammenstellung der wichtigsten Gesichtspunkte in zahlreichen Beispielen.

Physikalische Schülerübungen in den oberen Klassen. Von Oberl. Dr. W. KAISER. 8°. 47 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Diese Zusammenstellung erprobter, mit den einfachsten Mitteln auszuführender Übungen enthält Aufgaben aus allen Gebieten und von allen Grundformen.

Astronomie in der Schule. Von Prof. Dr. GNAU. 8°. 47 S. Geschmackvoll brosch. 80 Pf.

Verfasser zeigt, welche Stellung der Unterricht in der Astronomie, d. h. der sogenannten mathematischen Geographie zu den übrigen Fächern einnehmen sollte, erörtert die Frage nach den speziellen Erfolgen sowie den Formen und materiellen Zielen jener Disziplin und entwirft dementsprechend einen Lehrgang und Lehrplan.

Digitized by Google

Bestellzettel

An .... Bei ....

Buchhandlung in ....

bestelle ich hiermit aus dem Verlage von
Quelle & Meyer in **Leipzig** [zur Ansicht]:

........**Unsere religiösen Erzieher.** 2 Bände à M. 3.80 brosch., M. 4.60 geb.

........**Praktische Fragen des modernen Christentums.** Brosch. M. 1.80, geb. M. 2.20.

........**Eucken,** Sinn und Wert des Lebens. Brosch. c. M. 2.20, geb. M. 2.80.

........**Strzygowski,** Die bildende Kunst der Gegenwart. Brosch. M. 4.—, geb. M. 4.80.

........**Passarge,** Südafrika. Brosch. M. 7.20, geb. M. 8.—.

........**Kalähne,** Elektrizität. Brosch. M. 4.40, geb. M. 5.20.

........**Starke,** Wesen und Bildung der Töne. Brosch. M. 3.80, geb. M. 4.40.

........**Poincaré,** Die moderne Physik. Brosch. M. 3.80, geb. M. 4.40.

........Ferner ....

....

....

........**Wissenschaft und Bildung.** Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

....

....

....

....

Ort und Datum: Name:

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

SEP 16 1934

LD 21-100m-7,'33

Digitized by Google

YB 54834

Wissenschaft und Bildung

Volkswirtschaftslehre und Staatswissenschaften

*Politik von Prof. Dr. F. Stier-Somlo in Bonn.
Die Erziehung zum Staatsbürger von Prof. Dr. H. Geffcken in Köln.
Volkswirtschaft und Staat von Prof. Dr. A. Kindermann in Hohenheim.
Sozialismus von Prof. Dr. C. Grünberg in Wien.
Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege in der modernen Stadt von Privatdozent Dr. A. Weber in Bonn.
*Die deutsche Reichsverfassung von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn in Bonn.
Die deutsche Reichsverwaltung von demselben.
Die deutsche Gerichtsverfassung von Prof. Dr. Kisch in Straßburg.

Zoologie und Bota

Die Entwicklung der Tierwelt im Lauf rdgeschichte von Privatdozent Dr. Fr. Drevermann in
Parasitismus im Tierreich von Hofrat on Graff in Graz.
Giftige Tiere von Prof. Dr. O. Tasc lle.
*Bakterien und ihre Bedeutung von Miehe in Leipzig.
Pflanzenkunde von Prof. Dr. H. Glü
*Befruchtung und Vererbung im on Prof. Dr. K. Giesenhagen in München.
Phanerogamenkunde von Prof.
Kryptogamenkunde von Prof Frankfurt a. M.
Pflege der Zimmer- und artenbauinspektor P. Dannenberg in Br

Mineralogie · Ge · Meteorologie

198349

Erdgeschichte v Pr erlin.
Feuergewalte Haas in Kiel.
Himmelsku arcuse in Berlin.
Das Wet praktische Leben von Prof. Dr. G

Chemie · Technik

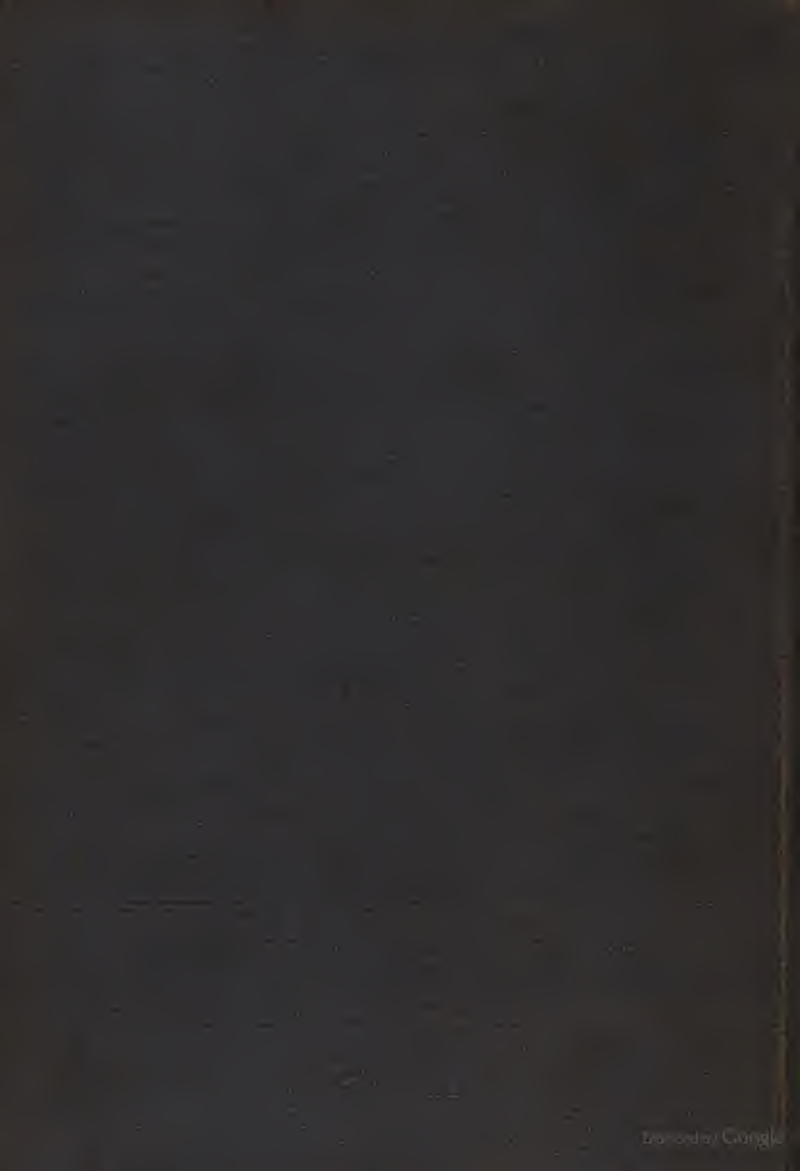
*Die E und Kraftquelle von Privatdozent Dr. P. Eversheim in Heidelberg.
Telegraphie und Telephonie von Telegraphen-Direktor und Dozent F. Hamacher in Aachen.
Hörbare, sichtbare, elektrische und Röntgenstrahlen von Geh. Rat Prof. F. Neesen in Berlin.
Grundzüge der Chemie von Prof. Dr. K. Immendorf in Jena.
Einführung in die Elektrochemie von Prof. Dr. Bermbach in Köln.

Gesundheitslehre

*Lebensfragen von Prof. Dr. F. B. Ahrens in Breslau.
*Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens von Privatdozent Dr. P. Schuster in Berlin.
*Moderne Chirurgie v. Geh. Rat Prof. Dr. H. Tillmanns in Leipzig.

Prospekte unentgeltlich und postfrei

Digitized by Google



Digitized by Google